ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin Schücking, Ferdinand Stolle, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

J. L. KOBER.

Zwölfter Jahrgang.

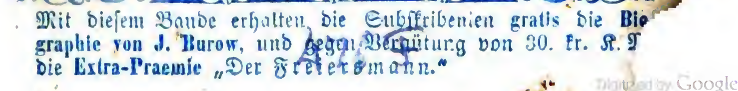
Vierundzwanzigster Band.

Die Tochter des Wildbiebes.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.



Mit diesem Bande erhalten die Subskribenten gratis die Biographie von J. Burow, und gegen Vergütung von 30. kr. K. M. die Extra-Praemie „Der Freiersmann."

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Vierundzwanzigster Band.

Die Tochter des Wilddiebes.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Die
Tochter des Wilddiebes.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

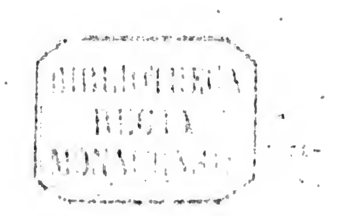
Von

Elfried von Taura.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Erstes Kapitel.

Magister Theophilus.

Wenn man vom Haßberge, einer der erhabensten Kuppen des böhmischen Erzgebirges, nach Mitternacht geht, dem Laufe der Pockau nach, die an seiner Morgenseite entspringt, so kommt man auf eine zwei Stunden lange, theils zu Böhmen, theils zu Sachsen gehörige Hochfläche, auf welcher, rings umwaldet, die Dörfer Satzung, Ulmbach, Reizenhain, Kühnheide und Rübenau liegen. Dem Urwald geraubt, ist der Boden des ganzen Geländes fast durchgängig ein schweres kaltes Torfmoor, in welchem bei der Rauhheit des Klimas kaum die Kartoffel und nur Viehfutter in reichlichem Maße gedeiht. An dreitausend Menschen leben auf dieser traurigen Scholle

in harter Mühsal ein dürftiges Leben, und gewiß hat schon mancher Menschenfreund, der sich hier umgesehen, bei sich gedacht: es wäre besser, statt der Hütten ständen Waldbäume, und nichts als Waldbäume da. Aber wer so denkt, mag das ja keinen der hier Geborenen hören lassen, denn diese lassen so wenig auf ihre Heimat kommen, wie die Bewohner des glücklichen Arabiens auf die ihrige. Zumal seit sie so still und friedlich leben inmitten ihrer ausgebreiteten Wälder, die Einen vom Ertrage ihres Ackers und Viehes, die Andern von der Arbeit im Walde, vom Spitzenklöppeln, Gemüsehandel und anderem ehrlichen Erwerb.

Dieß ward nämlich nicht immer der Fall da oben. Unsere Großväter wissen sich noch zu erinnern, daß die Walddörfer, besonders die am weitesten nach Mitternacht gelegenen Kühnheide und Rübenau, der Fluch der ganzen Gegend vom Preßnitzwasser bis an die Flöhe, und vom Gebirgskamm bis an die Zschopau waren. Denn ganze Banden von Wilddieben und Räubern gingen aus ihnen hervor und setzten unsere Vorfahren in Schrecken bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein.

In üppigster Blüte stand das Raubwesen zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege,

wo im Sachsenlande die Liederlichkeit im öffentlichen Haushalt und in der feinen Gesellschaft mit der Rohheit und Unwissenheit der unteren Klassen sich vereinten, alle Pfeiler der Ordnung und Sittlichkeit zu untergraben.

Um jene Zeit und zwar genau am Michaelistage des Jahres 1754 war es, wo in den mittleren Nachmittagsstunden ein stattliches Roß einen jungen Mann von sehr respektablem Aussehen auf dem Wege dahin trug, der von dem Bergstädtchen Marienberg nach dem damals übelberufenen Walddorfe Kühnheide führte. Der Reiter mochte etwa dreißig Jahre alt sein, wenn nicht die Anstrengung des Studirens ihn um einige Jahre älter aussehen ließ, als er war. Sein Gesicht, von einer braunen Perücke und einem Dreimaster bedeckt, hatte eine reine Hautfarbe, und feine vornehme Züge mit dem Ausdruck herzlichen Wohlwollens. Seine blauen Augen schauten mild und munter in die Welt hinaus. Seine Haltung zu Roß beurkundete einen geübten Reiter. Gemächlich ritt er durch das schweigende Halbdunkel des Buchenwaldes, der sich mit seinem rothen und gelben Laubdache über ihm wölbte, und er schien sich ganz dem Zauber hinzugeben, den der Wald und zumal der Buchenwald auf jedes empfängliche Gemüth

übt. Nur dann und wann ward er aus seinem Behagen auf Augenblicke herausgerissen, wenn sein Roß über einen Stein oder eine der Baumwurzeln stolperte, welche den Weg vielfach durchzogen. So erreichte er die Lichtung, welche schon damals die noch jetzt blühende kleine Waldkolonie ‚Gelobte Land‘ trug. Hier kam ihm ein anderer Reiter entgegen. Ein Graukopf mit scharfen, strengen Zügen von stattlichem Wuchs, wenn auch minder stattlicher Haltung zu Roß, das freilich auch danach war, — einer jener unbeschreiblichen Klepper, wie sie die Roßkämme von Kühnheide und Satzung noch heute auf den Markt bringen. Wie die beiden Reiter einander nahe genug kamen, daß einer des andern Züge erkennen konnte, spornte der Graukopf seinen Gaul zu einem Trott an und rief dem Entgegenkömmling zu: „Eheu Magister Theophile! seid Ihr es wirklich, oder ist es Euer Schatten?“

„Ich bin es, Herr Inspektor!“ entgegnete der Angerufene dicht an den Alten hinanreitend und ihm die Hand entgegenstreckend.

Dieser nahm die Hand und schüttelte sie wacker, dann sagte er: „Aber wenn ich nicht Euer Fleisch und Blut fühlte, so glaubte ich nicht an Euer wirkliches Hiersein. Ich vermuthete Euch eher unter den

Olivenbäumen von Languedoc, als unter den Buchen und Tannen des Erzgebirges. Nun sagt mir, wie kommt Ihr hieher und wohin wollt Ihr?"

„Wie Sie sehen, trug mich dieß gute Thier hierher — ein prächtiger Kerl, nicht wahr? Es ist ein Geschenk unserer Gräfin; sie verehrte es mir, als ich mit seiner Hilfe ihren Sohn in der Rhone vom Ertrinken gerettet hatte."

„Ah davon hat mir die Gnädigste selbst geschrieben" — fiel der Greis ein — „sie war ganz voll von Eurer That, Magister, ganz voll, ich glaube, sie läßt es nicht bei dem Pferde bewenden mit ihrer Dankbarkeit" —

„O ihrer Dankbarkeit hat sie schon mehr als genug gethan, wenn ich Dank für etwas verdiente, was ich nicht lassen konnte. So erweist sie mir eben jetzt wieder eine Gunst, die mich ihr zum größten Dank verpflichtet, indem sie mich hierher sendet, die Stelle des so schwer kranken M. Dietrich zu vertreten."

„Wie? Was? seid Ihr bei Troste, Magister? Ihr, der hochgelahrte Mentor eines hochgräflichen Telemach, der sich zeither nur in der feinsten Sozietät beweget, und nur eben erst aus dem lustigen Frankreich kommt, wollt Euch in die miserabelsten Wald-

nester unter eine Nation von Wilddieben und Räubern setzen, wollt Euch für den löblichen Eifer, die Leute in den Himmel zu bringen, ausplündern, wo nicht gar selbst vorzeitig in den Himmel spediren lassen? Me hercle! ein Heldenstück, dessen sich der weiland göttliche Stallknecht des Augias nicht schämen dürfte. Kehrt um Gotteswillen wieder um, gleich hier an der Schwelle dieser terra maledicta, zu deren übelgeplagtem Gerichtshalter mich Gott in seinem Zorn gemacht, kehrt um und geht wieder in Eure spendide Kondition, und wartet, bis auf den anderweitigen Gütern der hochgräflichen Herrschaft eine fette Pfarre zur Vakanz kommt, wie sie sich für einen so feinen und gelahrten Mann geziemt."

Diesen Sermon hatte der junge Levit mit keinem Laut unterbrochen. Zuweilen hatte seinen Mund nur ein feines Lächeln umspielt, manchmal auch sein Gesicht schwärmerisch aufgeleuchtet und ein leichtes Roth sein edles blasses Gesicht überflogen. Jetzt aber entgegnete er:

„Wer kein Miethling ist, sondern ein rechter Jünger seines Herrn und Meisters, der folgt seinem Rufe überall hin, und wäre es in die Wüsten Afrika's, oder in die Eisfelder der Samojeden, und am liebsten geht er dahin, wo es am meisten Verlorenes

zu suchen gibt. Mich leitet nicht die Sucht nach einer Pfründe; ich bin zwar zum Vikar für Küchenheide und Rübenau cum spe succedendi ernannt, aber ich wünsche und hoffe, daß der gute M. Dietrich bald wieder in den Stand kommen möge, sein Amt weiter zu versehen. Sollte es aber im Rathe Gottes anders beschlossen sein, so werde ich mit Freuden bleiben. Ich sehe gerade in diesem verachteten Winkel unseres Vaterlandes ein reiches Feld vor mir, an dem ich alle Kräfte meines Geistes und Gemüthes erproben kann, und ich hoffe unter Gottes Beistand viel guten Samen auszustreuen, viel Unkraut auszurotten und reiche Frucht aufgehen zu sehen."

„Gerade so dachte der würdige M. Dietrich, als er vor zwölf Jahren sein beschwerliches Amt antrat," versetzte der Akzisinspektor, denn diesen Titel führte der Gerichtshalter von Kühnheide, der seine Residenz in Marienberg hatte; „und nun liegt er da, ein gebrochener Mann, gebrochen an dem starren, zucht- und ruchlosen Geiste seiner Gemeinden. Glaubt mir, Magister, an den Kühnheidern und Rübenauern ist Hopfen und Malz verloren und es wäre am besten, beide Diebesnester ereilte das Gericht von Sodom und Gomorrha, damit ihre Nach-



barn ohne Sorgen um ihr Hab' und Gut das Haupt auf den Pfühl legen könnten!"

In diesem Augenblicke zog Theophilus sein Pferd zurück, um einem Frauenzimmer Platz zu machen, das, mit einem schweren Korb beladen, den beiden Reitern ganz nahe gekommen war und nun auf dem von ihnen versperrten Wege nicht weiter konnte. Als Theophilus die eine Hälfte frei gemacht hatte, ging es mit einem guten Tag vorüber. Aber der plötzliche Anblick einer Menschengestalt, welche sich den Kopf mit einem blendendweißen Tuche dergestalt verbunden hatte, daß man kaum ihr Gesicht sehen konnte, mit einem weißüberdeckten Korbe auf dem Rücken, machte den Klepper des Akzisinspektors scheu, daß er einen Seitensprung machte, der den Weg abermals versperrte und den Reiter aus dem Sattel hob. Zum Glück fiel er nicht sehr unsanft auf den hohen Rand des hohlen Weges, so daß er augenblicklich wieder aufstehen und den Zügel seines Gaules erfassen konnte. Aber nun wendete er sich mit glührothem Gesicht und funkelnden Augen gegen die unschuldige Ursache seines Falles. „Dummes, ungeschicktes Weibsbild!" schrie er sie an; „konntest Du nicht warten, bis der Weg hier frei war?"

„Haltet zu Güte, Herr Inspektor!" versetzte

die Angeredete mit heller, wohlklingender Stimme, „ich muß noch zur Stadt und heute wieder zurück nach Kühnheide, das ist ein weiter Weg für so kurzen Nachmittag; und die Nacht mag ich mir nicht über den Hals kommen lassen.“

„Was macht Ihr Kühnheider Euch aus der Nacht!“ sagte der Gerichtshalter; „Ihr seid ja Nachtvögel, und Du freches Weibsbild, das seinem Gerichtshalter so respektwidrig geantwortet, gehörst gewiß zur besten Sorte. Irr' ich nicht, so hab' ich Dich heute schon auf dem Gerichtstag gehabt, zieh' 'mal ab Deine Kapuze!“

Das Frauenzimmer regte sich nicht.

„Na, wird's bald? Willst Du Deiner Obrigkeit gehorchen?“ herrschte der gestrenge Mann ihr zu.

„Ich weiß nicht, was Er will!“ versetzte sie.

„So? Du dumme Gans! — die Kapuze, den weißen Fetzen sollst Du vom Kopfe nehmen, daß ich Dein Gesicht sehe!“

„Das ist keine Kapuze und kein Fetzen,“ sagte das Frauenzimmer, einwenig stolz das Tuch herunterreißend, „da seh' Er, ob ein Loch darin ist!“

Theophilus, dem der Auftritt höchst peinlich war, erblickte jetzt hoch überrascht ein Gesicht von außerordentlicher Schönheit, einer Schönheit, wie sie den

Töchtern dieses Landes nicht eigen zu sein pflegt. Den edlen Schnitt dieses Gesichtes und auch seine Färbung hatte er auf seinen weiten Reisen nur in Rom getroffen. Eine Fülle dunklen lockigen Haares, das es umrahmte, vollendete den südlichen Charakter desselben, der Schimmer eines regen Geisteslebens und ein Zug von Leid, der das sehr in die Augen springende Gepräge von Energie milderte, machten es in hohem Grade interessant.

Aber so tief der Eindruck war, den die edle Erscheinung auf den jungen Geistlichen machte, so wenig rührte sie das Herz des Gerichtshalters.

„Dacht' ich's doch," sagte er, „daß Du es wärest, Du würdiger Zweig eines bösen Stammes. Hätte ich den Gerichtsdiener bei mir, ich ließe Dir auf der Stelle fünfundzwanzig aufzählen für Deine freche Antwort, Du elende Dirne! Aber ich will Dir den frechen, widerspenstigen Muth schon noch brechen, so wahr ich Dein Gerichtshalter bin. Ich bin Deinen Schlichen und Diebsverbindungen auf der Spur und ich will schon noch ganz dahinterkommen. Jetzt Marsch — doch halt! was hast Du in Deinem Korbe? Ich wette, es ist Wildpret darin, Du Wilddiebsdirne!"

„Ich handle seit langer Zeit mit Butter," versetzte das Mädchen, „ganz Marienberg kennt die

Helbig Dore als ehrliche Butterfrau, die nur gute Waare und gutes Gewicht auf den Markt bringt" —

„Und die Akzise betrügt —" fiel der Akzisinspektor ein — „ich kenne Euch, Kühnheider, es ist keine gute Faser an Euch. Mach' auf Deinen Korb, ich will Deine Waare sehen."

„So halt' Er mich doch nicht unnöthig auf," sagte Dore; „wie will ich denn vor Nacht in die Stadt und wieder herein kommen?"

„Setz' ab und mach' auf! ich sage es zum letztenmal!" herrschte der Gestrenge.

Zögernd und einwenig zitternd gehorchte sie. Der Akzisinspektor trat an den Korb, in welchem die schönste gelbe Butter aus schneeweißen Linnen hervorleuchtete. Aber er ließ sich durch diesen Anblick nicht bestechen, er fuhr mit der Hand unter das Tuch bis auf den Boden des Korbes.

„Wahrhaftig!" rief er, „da liegen zwei Hasen. Siehst Du, Wilddiebsdirne, jetzt ertapp' ich Dich! Nimm Deine Butter weg, daß ich die Hasen ans Licht ziehe und als Corpus delicti an mich nehme. Der Herr hier ist Zeuge, und ich will Dir den Prozeß schon machen! Sicher weißt Du auch um den Kirchendiebstahl, mit dem ich mich nun seit sechs Wochen her-

umquäle — aber nun will ich schon dahinterkommen mit Hilfe der spanischen Stiefel."

Das Mädchen hob das Tuch mit der Butter heraus und der Inspektor brachte zwei Hasen zum Vorschein. „Me hercle!" rief er, sie an den Läufen gegen Theophilus in die Höhe haltend; „ein Paar Prachtkerle, schade, daß sie als Corpus delicti elendiglich verderben müssen. Aber das ist auch nicht nöthig, wenn Sie bezeugen, daß ich die Hasen bei der Unheilsdirne da gefunden."

Dore war auf ihre Kniee gesunken und bat jetzt mit gefalteten Händen: „Seid nicht so streng mit mir, Herr Akzisinspektor! Ich habe die Hasen nicht gestohlen, sondern ein Böhmischer hat sie mir geschenkt für meinen alten blinden Vater, den ich ernähren muß von meinem kargen Verdienst und noch fünf Kinder dazu."

„Ei, lüg' Du und der Henker!" sagte der Inspektor; „hast Du denn Fünflinge gehabt?"

Dore senkte blutroth das Gesicht und sagte: „Vier Kinder hat mir meine verstorbene Schwester hinterlassen; ihr Mann war schon vor ihr todt."

„Das ist was And'res," sagte der strenge Inquisitor etwas milder; „aber mit gestohlenem Wildpret sollst Du darum doch nicht handeln. So geht's

aber, wenn man einmal vom rechten Pfade weicht, da geht's bald durch Dick und Dünn in alle Sünde und Schande hinein. Jetzt geh' Deiner Wege!"

Dore machte keinen Versuch weiter, das Herz des strengen Mannes zu rühren. Sie erhob sich still und beugte den edlen Gliederbau wieder unter die Last ihres Korbes. Als sie an Theophilus vorüberging, warf dieser ihr seine Börse in den Korb und sagte halblaut: „Such' Sie das hernach, es wird Ihr die Hasen ersetzen."

Sie schlug die Augen zu ihm auf und sah ihn mit einem verwunderten und dankbaren Blick an. Sie wollte sprechen, er aber winkte ihr, auf den Inspektor deutend, zu schweigen. Langsam setzte sie ihren Weg fort.

Der Akzisinspektor befestigte die konfiszirten Hasen am Sattel und bestieg seinen Klepper wieder. „Da habt Ihr gleich eines Eurer künftigen Beichtkinder kennengelernt, Magister Theophile; diese Dirne ist die Tochter eines der berüchtigtsten Wilddiebe, dem aber Gott das Handwerk durch Blindheit gelegt. Kein Wunder, daß auch zur Tochter nichts ist. Schade um die schöne Person, aber sie ist frühzeitig gefallen, hat ein Kind, ohne daß jemand seinen Vater kennt; vermuthlich ist es der fürchterlichste Räuber unserer

von solchem Gesindel schwergeplagten Gegend — männiglich bekannt unter dem Namen der Bastel oder Schmiedeberger Karl, jetzt glücklicherweise in festem Gewahrsam im Bau zu Dresden. Ich bin neulich auf die Spur gekommen, daß sie mit diesem Verbrecher vertrauten Umgang gehabt, und daß sie noch heute mit den schlimmsten Dieben der Gegend verkehrt. Aber ich will ihr nun schon zu Leibe gehen; so verstockt sie ist, soll sie doch beichten müssen. Wozu hätten wir denn die Tortur, als verstockte Sünder zum Beichten zu bringen?"

„Um Gotteswillen, Herr Inspektor! Sie werden doch die Tortur nicht gegen ein Weib anwenden? Was sag' ich: gegen ein Weib — Sie werden doch überhaupt keinen Gebrauch mehr machen von diesem schmachvollen Inquisitionsmittel?"

„Was? schmachvolles Inquisitionsmittel!" rief der Gerichtshalter und starrte den Frager an, wobei sein Zopf sich nach hinten aufzurichten schien. „Die Tortur ist das Fundament der Kriminaljustiz — der Kriminaljustiz die Tortur nehmen, heißt sie selbst über den Haufen werfen. Magister Theophile, Ihr habt auf der Universität Halle doch nicht den unsinnigen Neuerern, der Sekte des weiland berüchtigten Thomasius, den gott- und hirnlosen Widersachern

unseres großen Karpzov, denen habt Ihr doch nicht etwa Euer Ohr geliehen, oder Euch gar zu ihnen gesellt, diesen Zerstörern alles Rechtes und aller Ordnung!"

„Mein lieber Herr Inspektor," entgegnete der Magister sanft, „es thut mir leid, mich mit Ihnen in einer so ernsten Angelegenheit in Widerspruch zu finden. Ich will mich nicht zum Vertheidiger eines Mannes aufwerfen, dessen Andenken die spätesten Geschlechter mit dem des edlen Jesuiten Spee zugleich noch segnen werden, ich will auch den Mann nicht verunglimpfen, den Sie als das Orakel kriminalistischer Weisheit bewundern — aber ich will Ihnen sagen, daß dem Baum der Tortur schon die Axt an die Wurzeln gelegt ist, der geisteshelle Preußenkönig hat sie in seinen Landen thatsächlich abgeschafft und in wenig Jahrzehnten werden alle deutschen Staaten diesem Beispiel gefolgt sein. Dann wird sich zeigen, ob die Tortur wirklich, wie die Herren Rechtsgelehrten glauben, das Fundament der Strafrechtspflege ist und ohne dieselbe Recht und Ordnung nicht bestehen können. Es wird Zeit, daß ich nun weiter ziehe, sonst wollte ich Ihnen meine Gründe für die Verwerflichkeit der Tortur ausführlich darlegen Es wird dazu schon Gelegenheit kommen. Vor

der Hand lassen Sie mich nur eine Thatsache anführen, die Sie veranlassen mag, selbst über den Gegenstand nachzudenken. Vor wenig Tagen besuchte ich die dresdner Baugefangenen. Da fiel mir unter andern unglücklichen Gesichtern auch eines von einer eigenthümlichen, grauenvollen Schönheit auf. Es war fast regelmäßig geformt und auf den ersten Blick erschien sein Ausdruck wahrhaft edel. Die Erscheinung zog mich an. Allein bei längerem Verweilen war es mir, als träte durch die schönen Züge immer deutlicher der Ausdruck satanischer Bosheit — nein, das ist nicht richtig, ich sollte eher sagen: titanischen Trotzes, der die Welt verachtet und im Kampf gegen ihre Ordnung eine wilde Genugthuung findet. Da er Katholik war, so konnte ich mich mit ihm nicht weiter einlassen, ich erfuhr aber von dem Aufseher, es sei ein gewisser Johann Kaiser, der Anführer der Räuber in hiesiger Gegend" —

„Was? den habt Ihr gesehen?" fiel der Inspektor ein, „das ist ja der vermuthliche Schatz der Dirne, die eben von uns ging, der hier gemeinlich nur unter jenem anderen Namen bekannt ist. Das ist ein fürchterlicher Kerl, der hat nicht weniger als viermal die Tortur bestanden, zweimal in Böhmen

und zweimal in Sachsen. Der Teufel hat eiserne Nerven. Zuletzt wurde er noch einer Lumperei überführt, und wegen der kam er auf den Bau, wenn ich nicht irre, auf drei Jahre."

„So ist es," sagte Theophilus, „diese drei Jahre sind in diesen Tagen abgelaufen und man glaubt, der Entlassene werde sein Wesen ärger treiben, als zuvor. Was hat da nun Ihre Tortur geholfen? Sie hat viermal ihren Zweck verfehlt, denn die ‚Lumperei', welcher er überführt worden, hat er freiwillig eingestanden. Wie oft sind dagegen Unschuldige durch die Folter zu Geständnissen genöthiget worden, die sie auf das Schaffot gebracht! Aber ich glaube auch, daß jener Kaiser durch die Tortur erst der ‚fürchterliche Kerl' geworden, wie Sie ihn nennen, und der Bau wird ihn wohl nur noch fürchterlicher gemacht haben, fürchte ich. Mein lieber Herr Inspektor, es ist eine grundfalsche, aus gänzlicher Unbekanntschaft mit der menschlichen Natur und mit der Geschichte der Menschheit stammende Ansicht, daß das Böse in der Welt durch Böses könne überwunden und ausgerottet werden. Und es ist sehr schlimm, daß die Ansicht selbst unter Denen herrscht, die nach dem großen Herzenskundigen sich nennen, der da lehrt das Böse zu über-

winden mit Gutem und der das entgegengesetzte Verfahren so treffend und scharf mit den Worten bezeichnet: den Teufel austreiben durch Beelzebub. Mein lieber Herr Inspektor! mir scheint unser ganzes peinliches Verfahren ein solches Teufelaustreiben durch Beelzebub zu sein, da treibt man einen gelinderen aus und ein ärgerer kommt hinein. Es sind die armen Orte, wohin ich gehe, nicht allein in der Christenheit so großen Uebels voll, es hat der Abfall der Lenker und Leiter der Völker und Gemeinden vom wahren Christenthum, soweit das Kreuz erhöht ist, grauenhafte Unheilssaaten aufschießen lassen, die bald in wilden unmenschlichen Kriegen zwischen Volk und Volk, bald in Verbrechen der Einzelnen ihre Früchte spenden. Ich war in Frankreich, da sah ich ein großes, herrliches Volk durch ein Jahrhundert lang geführtes unchristliches Regiment so in Verwilderung versunken, daß ich mit blutendem Herzen durch die üppigsten Fluren gewandelt und mit der schauernden Ahnung von ihnen gegangen bin, daß hier über lang über kurz all die Rohheit, Unwissenheit und sittliche Versumpfung, wozu man die Massen verdammt, aller geistliche und leibliche Druck sich fürchterlich rächen werde an Denen, die jene wie diesen verschuldet. Mein Herr Inspek-

tor! die alleinigen Grundpfeiler des Rechtes und der Ordnung sind Erkenntniß und Liebe! ‚Erkennet die Wahrheit und sie wird euch frei machen‘ — frei nämlich vom Fluch der Sünde, und: ‚so ziehet nun an herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld,‘ wie Skt. Paulus an die Kolosser schreibt. Das ist und bleibt die Lebensordnung für die Christenheit, die gilt für Hoch und Niedrig, die wird von keiner Seite ungestraft verletzt. Bethörte, gräßlich verblendete Menschen! Durch Schwert und Feuer haben sie das Evangelium verbreiten, die Wahrheit schirmen wollen, durch Blut, Thränen und Seufzer wollen sie das Recht stützen und die Ordnung. Da haben sie nun Scheiterhaufen angezündet, daß man das Weltall mit ihrer Glut erleuchten könnte, und die Sekten haben sich vermehrt, da haben sie gefoltert und eingekerkert, gehenkt, geköpft, gerädert, und der Diebe, der Mörder, der Unruhstifter sind dadurch nicht weniger geworden. Noch wollen ihnen die Augen nicht aufgehen, daß sie auf ganz verkehrtem Wege sind. Aber sie werden ihnen aufgehen. Allenthalben in der Christenheit regt sich ein neuer Geist, der Geist der Erkenntniß und Liebe. Und gerade in jenem verwahrlosten Lande stehen seine kühnsten Propheten auf,

die mit dem Feuer des Elias gegen die Bollwerke des Wahns und der Lieblosigkeit wettern; und wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden sie siegen. Nun ist es aber hohe Zeit, daß ich weiter reite. Darf ich noch eine Bitte an Sie richten, lieber Herr Inspektor, so verfahren Sie glimpflich mit jenem armen Frauenzimmer. Vielleicht ist es weit weniger schuldig, als Sie glauben."

Der Inspektor konnte den tiefen Eindruck, welchen die Rede des jungen Geistlichen auf ihn gemacht, nicht verbergen; das Wasser stand ihm in den Augen, er reichte ihm die Hand und sagte: „Gott segne Euch, Herr Magister — ich glaube doch, ich habe die arme Dirne zu hart angelassen und ich will sehen, was ich für sie thun kann, ohne dem Recht zu nahe zu treten. Behüt' Euch Gott; wenn nicht eher, zum nächsten Gerichtstag sehen wir uns wieder."

Beide Reiter verfolgten nun in entgegengesetzter Richtung ihren Weg.

Zweites Kapitel.

Abenteuer.

Theophilus konnte die Gestalt des armen Mädchens von Kühnheide lange nicht wieder loswerden.

Es war soviel in ihrem Wesen, was die wärmste Theilnahme in Anspruch nahm. So tief sie immer in Schmach und Elend versunken sein mochte, durch ihre ganze Erscheinung flammte noch ein lichter Strahl unbefleckter Gottebenbildlichkeit. Daß sie als Mädchen gefallen war, hatte sie selbst eingeräumt, aber ob sie gefallen war durch jenen Verbrecher, den er auf dem Bau gesehen, das schien ihm sehr zweifelhaft. Sein Herz weinte bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit dieses Falles. Und es weinte über alles Elend, das dieses edle Geschöpf offenbar umstrickt hielt.

So in Gedanken versunken ritt er langsam seines Weges, den er nach der Beschreibung, die er sich in Marienberg hatte geben lassen, nicht wohl verfehlen konnte. So zog er auch an der einsamen Mühle vorüber, welche in einem flachen Waldthale lag und ihm als die ‚Raizmühle‘ bezeichnet worden war. Unvermerkt aber lagerte sich einer jener dichten Nebel über die Gegend, die der Schrecken jedes Gebirgswanderers sind, und die das Plateau des Erzgebirgs oft tagelang so dicht bedecken, daß sie die Gegenstände bis auf wenige Schritte dem spähenden Blicke entziehen. Noch ritt Theophilus unbesorgt weiter, bis er an eine Lichtung kam, auf

der sich der Pfad plötzlich in ein Gewirr von einander durchkreuzenden Spuren im moorigen Boden verlor. Er war zu wenig mit der Eigenthümlichkeit der Waldwege in diesen Gegenden bekannt, als daß er hätte denken sollen, der Weg höre hier völlig auf, er glaubte, derselbe müsse sich jenseits des Moores wieder fortsetzen. Mit unsäglicher Anstrengung arbeitete er sich durch, aber als er auf der andern Seite den Wald erreichte, fand er ihn völlig pfadlos. Er suchte hin und her, und fand keine Spur von einem Durchgang. Es blieb ihm nichts übrig als umzukehren. Aber nun hatte er die Richtung des alten Weges verloren. Die Blöße war sehr groß, der Nebel gestattete keinen Ueberblick und der Reisende mußte den ganzen Raum umgehen, bis er seinen Weg wiederfand. Darüber verstrich eine gute Stunde. Endlich war er so weit, daß er wieder dahin zurückkehren konnte, woher er gekommen. Er machte sich Vorwürfe, daß er sich in der Mühle nicht genau nach dem Wege erkundiget, und beschloß jetzt dahin zurückzukehren und das Versäumte nachzuholen. Mit dem Nebel war zugleich eine so empfindliche Kälte eingetreten, daß Reiter und Roß vom Frost geschüttelt wurden; in der

Mühle konnte man sich wohl auch etwas erwärmen und erholen.

Genau zwei Stunden, nachdem er sie das erstemal passirte, war Theophilus wieder an der Waldmühle. Er stieg ab und fragte die am Fenster stehende Müllerin, ob er für sein Roß etwas Hafer oder Brot für sich auch eine kleine Erquickung haben könne. Die Frau maß ihn erst mißtrauisch vom Kopf bis zum Fuß, dann antwortete sie, Hafer für das Pferd sei schon da, auch Heu, und für den Herrn ein Trunk Bier zu Brot und Butter. Das war dem Wanderer genug. Er bat sein Pferd unter Dach bringen zu dürfen; die Frau befahl einem mehlbestäubten Burschen, es in den Stall zu ziehen und zu füttern, und führte den Fremdling in die Stube.

Hier umfing den vom Frost Erstarrten eine wohlthuende Wärme, und die Müllerin, ein junges, rundes, sauber aussehendes Weib, hieß ihn freundlich willkommen und sich's bequem machen. Wer heutzutage in diese Waldmühle kommt, die jetzt mit einer Baumwollenspinnerei verbunden ist, der wird darin zur Bequemlichkeit nicht nur weiche Polsterstühle, sondern auch ein Sopha mit Springfedern finden. Unserem Theophilus bot sich nur eine Ofenbank von

schlichtem Fichtenholze dar, auf der er neben einem großen Tisch von Eschenholz Platz nahm.

Die Müllerin erschien bald mit einem ‚Bällchen‘ frischer Butter auf einem hölzernen Teller, nebst einem Laib Brot, das der Größe eines Wagenrades zustrebte. Ein Messer, das sie aus dem Tischkasten nahm und mit einem zweiten von dem daran klebenden Brotschliff befreite, legte sie vor den Gast und nöthigte ihn zuzulangen. Als er den riesenhaften, rissigen Brotlaib ergriff, um ihn aufzuschneiden, faßte die Frau ihn näher ins Auge und plötzlich rief sie: „Ist Er auch verheiratet?“

Er sah sie verwundert an und verneinte.

„Dann darf Er das Brot nicht aufschneiden, sonst bekommt er in sieben Jahren keine Frau,“ sagte sie und wollte ihm Brot und Messer aus der Hand nehmen.

Aber er wies sie freundlich mit den Worten zurück: „Wer wird so abergläubisch sein, liebe Frau?“ und schnitt das Brot herzhaft auf. Es war so schwarz wie Erde.

Theophilus hatte dergleichen Gebäck noch nie gesehen, denn er war kein Gebirgskind, aber er hatte wohl gehört, mit was für einer Art von Brot die ländliche Gebirgsbevölkerung sich begnügen mußte.

Er wollte hier sein Noviziat als Gebirgsbewohner antreten.

„Sprach Sie nicht auch von einem Trunke Bier, gute Frau?“ fragte er, sich ein Butterbrot streichend.

„Darauf hatte ich vergessen,“ erwiederte sie; „aber der Herr ist so erfroren, ich will Ihm schnell ein Warmbier kochen. Er will doch nur nach der Stadt und dahin kommt er schon noch.“

Theophilus zog seine goldene Taschenuhr, bei deren Anblick die Frau einen Schrei der Verwunderung ausstieß. Es war fünf Uhr. „Wenn's nicht über eine halbe Stunde dauert und Sie mir hernach den Weg nach Kühnheide — denn dahin muß ich — recht genau beschreiben will, so wäre mir ein Warmbier das Liebste. Unterdessen erholt sich auch mein Pferd.“

Die Frau versprach in einer Viertelstunde mit dem Getränke fertig zu sein, und den Weg so genau zu beschreiben, daß er ihn mit verbundenen Augen solle finden können. Sie schritt ohne weiteres ans Werk, schob einen Topf mit Bier in die Röhre, steckte ein Bündel Reisig in den Ofen und bald glühte derselbe so, daß Theophilus sich vor der Hitze in den äußersten Winkel des großen Gemachs retiriren mußte. Als aus einem der Stubenwinkel ein Geschrei verkündete, daß ein junger Mühlenerbe hier

sei, der auch erquickt sein wollte, flog die Müllerin von ihrem Ofen nach der Wiege, nahm den von ihrem Söhnlein verlorenen Zulp und tauchte ihn in denselben Milchasch, aus welchem sie dann gleich die Milch zu dem Warmbier nahm. Hätte Theophilus jenes nicht eben saubere Verfahren bemerkt, so würde er schwerlich noch Appetit zu dem Warmbier behalten haben; aber die Hitze hatte ihn mittlerweile gar aus dem Zimmer getrieben. Er ging in den Stall nach seinem Pferde zu sehen. Unter der Thür stieß er auf einen langen hagern Mann von nicht besonders empfehlendem Aussehen. Theophilus ging an demselben mit einem seiner mächtigen Blicke vorüber, vor dem die Augen des Getroffenen sich senkten. Als er sich von dem guten Appetit seines Pferdes und der reichlichen Futtergabe überzeugt hatte, erinnerte er sich, daß der Fremde wohl ein Hilfsbedürftiger sein könne. Er wollte ihm eine Gabe reichen; da er aber alle seine Silbermünze mit dem Beutel der jungen Kühnheiderin gegeben hatte, so mußte er ein Goldstück bei der Müllerin wechseln. Zu dem Ende ging er nach der Wohnstube zurück. Aber wie er mit dem kleinen Gelde wieder herauskam, war der Fremde verschwunden. Theophilus riegelte die Stallthüre zu und blieb an der



Hausthür stehen, bis ihn die Wirthin zum Genuß des Warmbieres rief.

Das Getränk war in dem Topf aufgetragen, worin es gekocht worden; ein kleiner zinnerner Napf diente als Tasse. Theophilus fand es schmackhaft und bezeigte der jungen Frau Beifall.

„Wo ist der Hausherr?" fragte er dann.

„Der ist heute früh nach Komotau gefahren, Getreide zu holen," antwortete sie.

„Was ist Komotau?" fragte er weiter.

„Weiß der Herr nicht, was Komotau ist?" versetzte sie, „dann kann Er wohl nicht aus der Gegend sein, denn jedermann hier herum weiß, was Komotau ist. Das ist ja die Stadt, wo wir hier zugebirg unser Brotkorn holen."

„Also eine böhmische Stadt" —

„Freilich, Böhmen ist unsere Kornkammer."

„Wie lange bleibt Ihr Mann außen?"

„Je nun, vor Morgen Abend kommt er schon nicht wieder. Es sind zwar nur fünf Stunden nach Komotau, aber der Weg ist schlecht und herauswärts geht er drei Stunden in Einem bergan."

„Fürchtet Sie sich denn nicht, so lange allein mitten im Walde gelassen zu werden?"

„Am Tage schon nicht; aber in der Nacht. Ich

habe zwar den Burschen und den Bretschneider zur Hand, aber der Mann fehlt mir dann doch."

Theophilus hatte die Frage auf der Zunge, ob sie schon von Räubern belästiget worden wäre, aber er fürchtete ihren Gedanken eine beängstigende Richtung zu geben, und unterdrückte die Frage. Er mußte an den Fremden denken, den er draußen gesehen, aber die Frau hatte jetzt vom Bretschneider gesprochen, wahrscheinlich war er das gewesen.

Ein Bild, das ihm in den Salons der Großen nicht vorgekommen war und mit jener Erscheinung wohlthuend kontrastirte, gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Der kleine Mann in der Wiege schrie wieder, und dießmal hatte die Mutter Muße, ihm statt des Surrogates die echte Lebensquelle zu bieten. Sie nahm ihn aus der Wiege, setzte sich dem Gast gegenüber und reichte dem Säugling die Brust. Das war allerdings reine unverfälschte Natur, die in der Ausübung einer heiligen Pflicht nichts von Prüderie wußte. Ihren Liebling nach Herzenslust trinken lassend, stellte sie an den freundlichen Gast mancherlei naive Fragen, die dieser aufs Liebreichste beantwortete. Unter anderen sagte sie: „Ich sehe, Er ist ein gelehrter Herr, da kann Er wohl auch das Beheren der Kühe versprechen? Da hat mir so eine

Wetterhexe, eine kühnheider Butterfrau, meine zwei besten Milchkühe behext, daß sie blutige Milch geben!"

Theophilus hatte in Halle wie in Montpellier die Arzeneikunde getrieben und besaß selbst von der Viehzucht Kenntnisse. „Liebe Frau!" sagte er, „die blutige Milch rührt ganz allein von gewissen Kräutern her, welche das Vieh auf der Weide genossen. Lasse Sie einmal Ihre Kühe einige Zeit im Stall und gebe Sie ihnen bloß gutes Heu, so wird die Milch wieder schön weiß werden; dann wird Sie sich überzeugen, daß Ihr Hexenglaube ein Irrthum war." Und nun erging er sich in einer Erörterung über das Thörichte des ganzen Hexenglaubens, wobei er so warm wurde und so seiner selbst vergaß, daß er erst auf eine sehr unangenehme Weise an die Fortsetzung seiner Reise erinnert werden mußte. Der Bursche trat plötzlich ein, und rief: „Da ist ja der Herr noch, und doch ist das Pferd aus dem Stalle!"

Die Frau schrie auf und stürzte, das eingeschlummerte Kind im Arme, zur Thür hinaus, nach dem Stall. Theophilus folgte ihr erschrocken, doch sich fassend nach. Es war nicht anders, das Pferd war fort. Die Frau rief: „Das hat so ein verwünschter kühnheider Spitzbube gestohlen!" und rang die Hände.

„Es kann auch ein Rübenauer gewesen sein,"

sagte der Bursche, „der dürre Schneider war heute hier ‚sträßig.‘ Ich war nach dem Abfüttern in meine Mühle gegangen und konnte erst jetzt wieder abkommen, um das Pferd zu tränken. Wie ich in den Stall trete, ist es fort; denk' erst, der Herr ist weiter geritten, nun sehe ich, daß das Pferd gestohlen ist. Wäre nur der Meister mit unseren Pferden da, so könnte ich dem Dieb nachsetzen.“

„Laß Er's nur gut sein, mein Lieber,“ sagte Theophilus, „und Sie, gutes Weiblein, kümmere Sie sich auch nicht. Es thut mir zwar leid um das edle, treue Thier, aber Klagen und Grämen bringt es nicht zurück. Vielleicht hilft mir Gott wieder dazu. Ich will mich nun aufmachen, daß ich nach Kühnheide komme, ehe die Nacht hereinbricht.“

„Um Gotteswillen, Herr!“ rief die Müllerin; „Er will so spät durch den wilden Wald? Nein, Er muß nun wenigstens bis morgen hier bleiben, dann muß der Bretschneider Ihn nach Kühnheide bringen. Ach mein Gott, ich kann mich mein Lebtag nicht mehr zufrieden geben, daß ein so feiner Herr in unserem Hause bestohlen worden! Rechne Er's uns nicht an, guter Herr, und nehm' Er mit dem Wenigen fürlieb, das wir Ihm bieten können. Ach das schöne, schöne Pferd! Mein Lebtag vergeß ich's nicht!“

„Denke Sie an Ihr Kind, liebe Frau, damit das infolge Ihrer allzuheftigen Gemüthsbewegung nicht Gift in der Muttermilch trinkt! Wird das kleine muntere Leben dann siech, dann heißt es wohl auch, es ist behext worden. Sehe Sie nur, wie wacker der Kleine schläft, nachdem er sich weidlich vollgetrunken, verkümmere Sie ihm den gesunden Quell nicht durch unnützen Kummer."

In diesem Augenblicke entstand draußen ein Geschrei, aus zwei männlichen und einer weiblichen Stimme gemischt. „Was gibt's da wieder?" fragte Theophilus.

Die Frau sah erschrockener aus als erst und blickte verwirrt vor sich nieder.

„Ach das ist der Raizbauer mit dem Bretschneider," sagte der Bursche, „die wollten ja der kühnheider Hexe auflauern und sie fangen. Das wird eine Lust!" Damit sprang er hinaus. Es erschienen aber die genannten Männer mit der ‚Hexe' schon vor der Thür. Theophilus sah hinaus — die ‚Hexe' war niemand anders als sein Schützling von heute Nachmittag.

„Laßt sie los! laßt sie laufen!" rief die Müllerin neben ihm.

„Was!" schrie einer der Männer, „laufen lassen?

die Hexe? Wir sind froh, daß wir sie einmal haben, und nun an die Brettsäge mit ihr, wo sie so lange auf- und niedertanzen muß, bis sie den Hexenspruch widerruft!"

Im nächsten Augenblick stand Theophilus dicht vor der Gruppe. „Hinweg Eure Hände von diesem Weibe!" rief er den Männern zu, und seine Erscheinung hatte etwas so Gebietendes, im Tone seiner Stimme lag eine solche Gewalt, daß sie augenblicklich gehorchten. „Wäre sie," fuhr er fort, „was Ihr behauptet, so käme es Euch nicht zu, sie zu richten, und Ihr wäret strafbar vor dem Gesetz. Nun aber beruht Eure Behauptung auf einem unglückseligen Wahn, und so seid Ihr doppelt strafbar."

„Halt Er zu Güte, Herr!" sagte einer der Männer, „daß das Weibsbild da eine Hexe ist, darauf will ich Euch einen körperlichen Eid thun. Sie hat die Kühe in meinem Stalle behext, daß sie Blut für Milch geben, und so hat sie's auch der Müllerin hier gemacht. Aus Rache hat sie das uns angethan, weil wir ihr keine Butter mehr lassen, und daß sie eine Hexe ist, weiß die ganze Gegend, denn sie ist eines Hexenmeisters Tochter, und sehe der Herr nur, was wir da bei ihr gefunden haben, das trug sie um den

Hals." Er zeigte eine kleine flache Phiole mit einer dunklen Flüßigkeit.

Theophilus nahm die Phiole, hielt sie gegen das Licht, roch daran und gab sie der Eigenthümerin mit den Worten: „Hier ist Ihr Eigenthum," und den Männern bewies er das Unvernünftige des Hexenglaubens in klaren, bündigen Sätzen. Gelang es ihm schon nicht, sie vollständig von ihrem Wahn frei zu machen, so erschütterte er ihn doch so sehr, daß sie sich nicht mehr getrauten, ihre Anklage gegen Dore aufrecht zu erhalten. Sie grüßten Theophilus und gingen ihrer Wege.

„Da hab' ich ja auf einmal eine Wegführerin gefunden," sagte Theophilus hierauf zur Müllerin; „denn ich hoffe, das gute Frauenzimmer hier wird mein Geleit nicht ausschlagen?"

Dore hatte bisher stumm dagestanden, jetzt sagte sie: „Der Herr hat heute so viel an mir gethan, daß ich nicht weiß, womit ich's je vergelten kann" —

„Nun mach' Sie mir die Rechnung, liebe Frau," sagte Theophilus zur Müllerin. Aber diese lehnte jede Bezahlung ab, rief Dore auf die Seite und legte ihr einen Laib Brot in den Korb — als ein

kleines Schmerzensgeld für die erlittene Unbilde, die sie selbst mit verschuldet.

Mit seiner auf so seltsame Weise gefundenen Gefährtin setzte Theophilus seine Wanderung zu Fuße fort.

Im Dahinschreiten äußerte Dore ihre Verwunderung, daß er ohne das Roß sei, auf dem sie ihm auf dem ‚Gelobten Lande' begegnete. Er erzählte, wie er darum gekommen. Als er ihr den Mann schilderte, den er vor dem Diebstahl in der Mühle gesehen und den er für den Dieb hielt, hätte er können ihr rosiges Gesicht sehr bleich werden sehen, wäre es nicht bereits zu dämmerig gewesen. „Der Unglückliche," schloß er seinen Bericht, „ist natürlich unendlich mehr zu beklagen als ich, den er beraubt. Gewiß fehlt es ihm an allem, was das Menschenherz wahrhaft froh macht, an Erkenntniß, Liebe, Zufriedenheit und Gewissensruhe. Mit diesen Gütern hat mich Gott begnadigt, die kann kein Dieb mir rauben. Der arme, elende Mann wäre vielleicht ein glücklicher Mensch, wenn er frühzeitig den Weg der Erkenntniß und Liebe geführt worden wäre!"

Seine Begleiterin stieß einen tiefen Seufzer aus, der laut in seiner Brust wiederhallte. Wäre er ein unreifer, bornirter Heilsapostel gewesen, so würde er

bei dieser Stimme eines beladenen Herzens alsbald eine Bußpredigt gehalten, oder wäre er ein eifriger Jünger der Themis auf der Jagd nach kriminalistischen Lorbeeren gewesen, ein Verhör angestellt haben. Statt dessen sprach er, von ihrem Erwerb ausgehend, von den mancherlei Lebensweisen, welche die Menschen an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche führten, sprach von der tausendgestaltigen Noth, welche dem Fuße der Menschen überall hin folge, und der er bald erliege, bald obsiege. Er erzählte von irdischen Paradiesen, die durch Schuld in Stätten des Fluchs verwandelt, von winterlichen Einöden, welche Erkenntniß und Liebe zu Auen des Segens gemacht. Er zeigte an kleinen Beispielen die göttliche Kraft, die der Schöpfer aller Dinge in des Menschen Seele gelegt und die ihn zu einem Ueberwinder aller Uebel mache, unter deren Joch die Sklaven der Finsterniß und Selbstsucht elend zugrunde gehen. Ein leichtes Schluchzen sagte ihm, daß seine Worte nicht fruchtlos im Winde verhallten, und darüber ward er immer begeisterter, und die Worte sproßten wie himmlische Blüten aus seinem beredten Munde. Da war aber kein mystischer Schwulst, der die Seele berauscht und den Geist umnebelt, da war kein mit dem Blute des Lammes spielender Wahn-

witz; da war Klarheit und Milde, Kraft und Schönheit; da wurde der Fluch der Sünde nicht hinweg vernünftelt, aber auch die große Thatsache der Erlösung nicht angezweifelt, der Erlösung durch Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, einmal und für alle Zeiten vollzogen, der nur seine treue Nachfolge im Ringen nach Licht, Liebe und Leben theilhaftig mache.

Langsam schritten die beiden Wanderer durch den dunklen Wald, der Nebel wich, aber die Nacht brach herein; dem jungen Seelenhirten wurde der Weg nicht lang, das Herz nicht bang, er hätte gern noch eine Stunde lang zu seiner andächtigen Zuhörerin geredet, wenn der Weg noch so lange gedauert hätte. Aber sie näherten sich dem Ziele. Ehe sie sich dessen versahen, blinkte ihnen ein Licht durch die Fichten entgegen und nach wenig Schritten standen sie vor einer niederen Hütte.

„Hier wohne ich," sagte Dore; „bis ins Dorf ist's noch eine Viertelstunde. Komme Er einwenig mit herein und wärme Er sich, dann führe ich Ihn in den Hof, oder in die Pfarre, oder wo Er sonst einkehrt."

Theophilus trat ohne Zögern ein. Dore leitete ihn an der Hand durch die finstere Hausflur. Als

die Stubenthür aufging, drang ihm ein trüber, röthlicher Lichtschein und ein heißer dunstiger Luftstrom entgegen, der ihm den Athem versetzen wollte. Es kostete dem verwöhnten Mentor eines Grafen Ueberwindung, mit in die Stube zu treten, die eine solche Atmosphäre in sich schloß. Es war ein nur mannshohes Behältniß, das mit seinen schwarzberußten Brettwänden mehr einer Räucherkammer ähnlich sah, als einer menschlichen Wohnung.

Der nicht gedielte Boden war mit Stroh bedeckt, in welchem ein paar halbwüchsige Ziegen mit einem Rudel kleiner Kinder umhersprangen oder krochen. Nicht weit von dem großen Kachelofen, der ein Viertel des Raumes einnahm, stand auf einem Schemel ein galgenähnliches Etwas, das einen brennenden Buchenspan hielt, den damals hier im Gebirge allgemein üblichen Stellvertreter des Kerzen- oder Lampenlichtes. Dicht dabei saß ein etwa neunjähriges Mädchen und spann. Als Dore mit ihrem Gefährten eintrat, sprangen und krabbelten ihr die kleinen Kinder, alle nur in grobe leinene Hemden gekleidet, mit dem Ausruf: „Mutter! Mutter!“ entgegen. Sie setzte rasch ihren Korb ab und nahm daraus einige Aepfel, deren Anblick schon einen lauten Jubel unter der kleinen Schaar hervorrief. Ehe aber

die Gabe vertheilt wurde, fragte Dore in den dunklen Hintergrund hinein: „Haben sie alle gefolgt, Vater?"

Eine heisere Stimme antwortete: „Ja, Dore, sie sind alle brav gewesen, gib ihnen nur, wenn Du etwas hast! Wen hast Du denn noch bei Dir?"

Dore gab jedem Kinde einen Apfel und befahl ihnen, sich bei dem fremden Herrn zu bedanken, ohne dessen Hilfe sie keine Aepfel zu sehen bekommen hätten. Theophilus streckte seine Hand nach den Kindern aus, aber diese verkrochen sich scheu in einen Winkel, indeß Dore zu ihrem Vater trat, diesem einige Aepfel reichte und leise sagte, was sie ihrem Begleiter verdankte.

„Kennst Du ihn?" fragte der Alte, dessen Gesicht Theophilus allmälich durch das Halbdunkel unterschied.

„Nein," erwiederte sie, „aber es scheint ein vornehmer und reicher Herr zu sein, jedenfalls ist es ein Engel in Menschengestalt" —

„Dore! Dore!" warnte der Alte, „ich will nicht fürchten, daß Du Dich hast blenden lassen, denk' an Dein Unglück!"

„Was Du Dir auch für Gedanken machst!" rief sie halb unwillig, halb verschämt, und wendete

sich mit hochrothem Gesicht zu ihrem Gast zurück. Sie war jetzt reizend, die arme Magd. Das Kopftuch hatte sie abgenommen, den dunklen und plumpen Tuchspenser hatte sie ausgezogen und ihre Büste erschien nun ganz in ihrer natürlichen Schönheit. Theophilus war aufs neue überrascht von den tadellosen Formen, die ihm nun erst recht in die Augen fielen. Sie bot ihm einen hölzernen Schemel zum Niedersetzen, holte Brot und Butter herbei. Ohne Hunger zu haben, glaubte der gute Mann doch die freundliche Gabe nicht ausschlagen zu dürfen und er zwang sich zu essen, ja er ließ sich's scheinbar recht wohl schmecken. Dore freute sich darüber und der ‚Engel‘ ward ihr um seiner ‚Gemeinheit‘ willen noch verehrungswürdiger. Ein wahrhaft edler Mensch läuft niemals Gefahr, durch seine Leutseligkeit an Ansehen zu verlieren.

Während Dore sich um den Ofen zu schaffen machte, um auf die Abendsuppe zuzuschicken, suchte Theophilus sich mit den kleinen Kindern zu befreunden, die er noch nicht weit über die Stufe ihrer vierbeinigen Spielgenossen fand. Offenbar hatte die hier Mutterstelle vertrat all ihre Zeit zusammenzunehmen, um für die leibliche Nothdurft des Lebens zu sorgen, und die Seelen blieben sich selbst überlassen. Was sollte aus diesen Geschöpfen werden?

Diese Frage mußte Theophilus im Stillen an sich richten. Wie er noch darüber nachsann, wurden Tritte vor dem Hause hörbar; gleich darauf ging die Hausthür auf. Dore fuhr vor ihrem Ofenloche sichtbar zusammen, sprang auf und eilte zur Thür — da ging dieselbe schon auf und vier Männer in grauen Mänteln mit Pelzmützen und schweren Stiefeln traten ein. Beim Anblick des Fremden stutzten sie. Dore, die ganz blaß geworden war, bemerkte dieß und faßte sich schnell mit weiblicher Geistesgegenwart. „Ihr seid wohl irregegangen," sagte sie mit einem bedeutungsvollen Blick. „Das Kohlenwärterhaus ist ein paar hundert Schritte weiter oben; wir dürfen hier nicht herbergen."

Die Vier machten ohne weiteres Kehrt und Dore leuchtete ihnen mit einem Spane hinaus.

„Ist's ein Spürhund, Dore?" fragte einer der Männer, die einander auffallend ähnlich sahen.

„Ich weiß nicht, ich kenne ihn nicht!" erwiederte die Gefragte.

„Wie kommt er hierher? was hat er bei Dir zu schaffen?"

„Da fragt ihn selber, wenn Ihr's wissen müßt!" sagte Dore.

„Ei, Du bist ja recht kurz angebunden, Schönste!" sagte einer der Vier.

„Denkst Du etwa, weil der Bastel bald wieder aus dem Vogelbauer kommt, kannst Du andere Freunde vor den Kopf stoßen? He!?" sprach ein anderer.

„Ich denke nichts, als daß Ihr so gescheidt sein solltet, an Eure Hälse zu denken, wenn Ihr Gerichtsluft wittert. Oder habt Ihr die Witterung verloren?"

„So? steht es so?" sagte ein Dritter, „da kommt, Brüder! Also gute Nacht, Dore! Morgen kommen wir Dich an Dein Wort zu mahnen. Hast's doch nicht vergessen?"

Sie starrte den Frager an. „Ich hab' Euch kein bestimmtes Wort gegeben," sagte sie nach einer Pause, „doch davon ein andermal!" Damit schob sie die Männer hinaus und verriegelte die Thür hinter ihnen.

Als sie in die Stube zurückkam, fand Theophilus ihr Gesicht todtenblaß und verzerrt. Er mußte an die furchtbare Beschuldigung des Gerichtshalters denken und das Herz that ihm weh. Sie begegnete seinem forschenden Blick und schlug zitternd die Augen nieder. War das nicht eine Bestätigung jener Anklage? Er stand mit beklommener Brust und trauerndem Gesicht auf und erklärte, daß er bereit sei, weiter zu gehen.

Wenn ihr nicht wohl sei, wolle er sich schon allein zurechtfinden.

„O nein! ich muß mit Ihm gehen!" sagte sie hastig. Dann befahl sie der kleinen Spinnerin, nach dem Ofen zu sehen und auf die Kinder Acht zu haben, zog ihren Spenser wieder an und verließ mit Theophilus die Wohnung.

„Wohin soll ich Ihn denn führen?" fragte sie, als sie aus dem Walde traten und einzelne Lichter aus dem Dorfe ihnen entgegenblinkten.

„Nach der Pfarre," sagte er.

„Da ist Er wohl ein Herr Doktor, der den kranken Magister kuriren will?"

„Nein, ich bin der Stellvertreter des Herrn Magisters im Amte, so lange er es nicht selbst versehen kann."

„Ach ich einfältige Magd! das hätte ich mir doch denken können. Und ich bin so frei mit Ew. Hochwürden umgegangen — verzeih' Er mir!"

Er ergriff ihre Hand, die freilich ziemlich derb und rauh anzufühlen war, und sagte: „Sie ist nur offen gewesen, wie es ein Mensch gegen den andern sein soll. Hoffentlich kommen wir nun öfter zusammen und dabei wird Sie mir immer offen und vertrauend entgegenkommen."

„Ach wie gut Ew. Hochwürden ist," sagte sie und führte seine Hand an ihren Mund. Er ließ sie ihr und es ward ihm seltsam zu Muthe bei der Berührung mit ihren heißen Lippen, ja als er fühlte, daß ein warmer Tropfen aus ihren Augen darauf fiel, blieb er aufs Tiefste gerührt stehen und sagte ihr ganz nahe tretend, daß ihr warmer Athem ihn würzig anwehte, mit unendlich weichem Tone: „Du weinst, Dore?"

Da brach sie vor ihm in die Kniee und schluchzte laut. Er beugte sich zu ihr und bat sie ihr Herz vor ihm zu entladen. Aber plötzlich fiel ein Schuß in nicht großer Entfernung. Eine Kugel sauste dicht über Theophils Kopf hin. Dore sprang entsetzt auf. „Um Gotteswillen, Herr!" rief sie, „das galt Ihm — jetzt ohne Verzug ins Dorf! ein andermal will ich Ihm alles sagen."

Und sie riß ihn mit sich fort, ihn fest umschlingend, fast tragend mit ihrer hohen kräftigen Gestalt eilte sie wie Atalante über Feld und Moor und erreichte in wenig Minuten das Pfarrhaus. An der Thür desselben sagte sie: „Denk' Er meiner in seinem Gebet, ehrwürdiger Herr, ich bin eine recht elende Magd."

„Wir sehen uns bald wieder," sagte er, „für

jetzt nimm meinen Dank für diesen Liebesdienst. Gott sei mit Dir!"

„Gute Nacht, Ehrwürden! Und noch eins: wegen Seines Pferdes sorg' Er sich nicht, das schaff' ich Ihm wieder."

Sie preßte einen Kuß auf seine Hand, drückte diese dann an ihre hochschlagende Brust und eilte fort. Aber in einiger Entfernung blieb sie stehen und ging nicht eher von der Stelle, bis sie sah, wie das Pfarrhaus sich öffnete und ihr Gefährte darin geborgen war. Langsam trat sie den Heimweg an, aber sie war noch nicht lange gegangen, als vier Gestalten hinter einem Schuppen hervor und ihr in den Weg traten.

„Wo kommst Du her? Was hast Du mit dem Fremden vor? Wer ist er?" Diese Fragen schallten ihr entgegen.

„Ich glaub', Euch plagt der Teufel, daß Ihr mir bei Nacht und Nebel auflauert," erwiederte sie. „Geht ins Pfarrhaus, da werdet Ihr ihn selber finden — unseren neuen Hilfspastor!"

„Hilfspastor! Oho!" entgegnete Einer; „das mach' anderen Leuten weiß; dazu sah der Herr viel zu fein aus, und Du stehst nicht so gar gut mit den



Schwarzröcken. Dore, Du gehst mit faulen Fischen um, Du hast eine Liebschaft angesponnen!"

„Ihr seid Narren!" versetzte sie; „jetzt gebt freien Weg; ich muß das Essen für meine Leute fertig machen!"

„Wir lassen Dich nicht von der Stelle, bis Du uns ehrlichen Bescheid gibst, was mit uns werden soll. Morgen schon kann der Bastel vom Bau kommen, da mußt Du einem von uns gehören, oder es gibt ein Unheil, wie die Kühnheide noch keins erlebt hat!"

Die so Bedrängte fand nicht gleich eine Antwort. Einer der vier Dränger fuhr fort: „Du hast uns nun lange genug hingehalten, länger lassen wir uns nicht foppen. Jetzt sprich, welcher von uns soll Dein Mann sein?"

„Und wenn ich nun spräche: ‚keiner' — wie dann?" erwiederte sie.

„Dann errathen wir Dein Geheimniß" —

„Ihr seid schrecklich," sagte sie; „was kann Euch nur an mir elenden Magd liegen, die ein Kind hat und auch noch vier Schwesterkinder und einen alten Vater mit ins Haus bringt? denn das werdet Ihr doch nicht denken, daß ich die im Stiche lasse!"

„Das verlangen wir nicht, und wenn Du drei eigene Kinder ohne die andern mitbrächtest, wir trauen



uns Brot für alle zu schaffen — Du mußt unser werden, dem Bastel lassen wir Dich nicht."

„Ihr habt Euch das Hirn verbrannt an dem Bastel!" rief sie unwillig. „Jetzt hört mich an: ich bin eine schlechte Kreatur gewesen, daß ich mich je mit dem Bastel eingelassen, aber ich war verachtet und verstoßen von der Welt und mit dem alten blinden Vater, den Waisen meiner Schwester und dem eigenen Wurm dem Hungertode preisgegeben. Da kam der Bastel als ein Helfer in tiefster Noth. Ich kannte ihn nur als das, was mein Vater war, als Wildschützen, er betrug sich gut gegen mich, achtete mein Unglück und sorgte für mich und die Meinigen wie ein Bruder. Das sollt Ihr wissen, so schlecht ich Euch erscheinen mag, so hat mich der Bastel so wenig berühren dürfen wie einer von Euch, und wenn er jetzt wiederkommt, so kann ich ihm zwar mein Haus nicht verschließen, denn ich bin ihm ewig Dank schuldig, aber nie kann von einer Gemeinschaft zwischen mir und ihm die Rede sein. Glaubt Ihr diesen Worten nicht, so verschwöre ich hier unterm gestirnten Himmel Leben und Seligkeit, daß ich mit dem Bastel nie Gemeinschaft haben werde. Jetzt laßt mich heim."

„Und was wird aus uns, Dore? Sieh', wir

haben Dich alle so lieb, wir ließen unser Leben für Dich" —

„Ihr seid Hansnarren!" fiel sie ein, „gibt's doch in Rübenau, Kalch und Kühnheide viel bessere Mädchen als ich bin. Und wenn Ihr mir alle gut seid, so wäre es gar nicht einmal gut gethan, wenn ich einen von Euch wählte, das würde Feindschaft unter Euch stiften."

„Nein! nein!" riefen sie, „wir haben untereinander geschworen, jedem sein Glück zu gönnen, wen es auch treffe, und fest verbunden zu bleiben, wie bisher."

„So denkt Ihr jetzt, aber ich sehe nichts Gutes dabei herauskommen — geht jetzt heim und beschlaft die Sache noch einmal. Wegen dem Bastel seid außer Sorgen, ich bin eine elende Kreatur, aber eines Mörders Weib will ich nicht werden. Und wenn Ihr mir wirklich gut seid und Euch was an meiner Freundschaft liegt, so geht in Euch und haltet Euch auf rechten Wegen! Ich kenne zwar Eure Wege nicht, aber mich dünkt, sie sind nicht immer die besten, und Eure Hände" —

„Was der Kukuk fällt der Hexe ein?" unterbrach sie einer der Werber, „bist Du uns nur zwei Stunden weit mit einem Schwarzkittel gegangen und schon eine Heilige geworden?"

„Ihr habt ein Recht, Euch über meine Rede zu verwundern,“ erwiederte sie, „denn Ihr habt mich nicht anders als elend gesehen. Ich will Euch sagen, daß ich einem Engel des Lichtes begegnet bin und da ist mir der Nachtnebel aus den Augen gewichen, daß ich auf einmal meine ganze Schmach und alles Elend der Sünde erkannt habe. Ihr Männer, hört es: es gibt einen Gott, einen Rächer alles Bösen, aber auch einen liebreichen Heiland — das hab' ich heute erfahren — mög' Euch Gott erleuchten!“ damit schritt sie durch die Männer durch, die sie ungehindert ziehen ließen.

Drittes Kapitel.

Der dürre Schneider.

Dore speiste die Ihrigen zur Nacht. Eine große irdene Schüssel voll schwarzer Mehlsuppe dampfte auf der Mitte des einzigen Tisches. Das große Brot aus der Raizmühle lag aufgeschnitten daneben. Rings um den Tisch saß und hockte die ganze Familie, jedes einen hölzernen Löffel, das Fabrikat des blinden Vaters, in der Hand, und die drei

kleinsten Kinder einen Blechnapf mit Suppe vor sich. Dore schnitt jedem Familiengliede ein Stück Brot vor, das Salzfaß stellte sie vor den blinden Greis, daß er sein Brot daraus bestreue, während sie die Brotgaben der Kinder selbst mit dieser Würze versah. Das war das ganze Nachtmahl dieser menschlichen Familie, so war es Jahr aus, Jahr ein — wenn es gut ging — und so war es in tausend und aber tausend Hütten des Erzgebirges. Die Neuzeit hat darin nicht viel verändert, nur daß sie an die Stelle der schwarzen Mehlsuppe die schmackhaftere Kartoffel und ein Getränk gebracht hat, das vom Kaffee wenig mehr hat als den Namen.

Daß Hunger der beste Koch sei, bewährte sich auch hier; vom Greise bis zum dreijährigen Büblein herab nahm die ganze Tischgesellschaft ihr Salzbrot mit freudiger Hast aus der Hand der Spenderin, die ihr Amt heute mit einer gewissen heiteren Feierlichkeit verwaltete. Als sie allen vorgelegt und die in stiller Befriedigung glänzenden Mienen der Kinder sah, fiel ihr ein, daß ein so glücklicher Tag, wie der heutige für sie gewesen, doch billig von den Ihrigen mitempfunden werden müsse. Sie sagte daher schnell: „Wartet noch einen Augenblick, Ihr Kinder, und Du, Vater! es ist ein guter Tag

heute und wir können schon einmal einwenig Butter auf unser Brot streichen!“ Sie stand auf und kehrte mit einem Stückchen Butter auf hölzernem Teller zurück. Mit freudestrahlenden Gesichtern schoben ihr alle Tischsassen ihre Brotgaben zu und sahen sie mit Butter bestreichen, ein ach! wie lange schon entbehrter Genuß.

Als nun alle so versorgt waren, erhob sich Dore wieder und sagte: „Nun laßt uns aber auch beten — Vater, bete Du!“

„Was ist denn heute mit Dir, Dore?“ sagte der Greis, „Du bist so sonderbar — aber Du hattest immer etwas Sonderbares — Beten soll ich? ach mein Gott, wie lange ist das wohl her, daß ich nicht mehr zu Tische gebetet habe!“

„Es ist freilich lange her,“ versetzte Dore; „und das war nicht gut; wie wir noch in der Schule waren, da aßen wir nie ohne zu beten, und das war so schön, wir hätten's immer so halten sollen. Laß' uns wieder beten, Vater!“

Der Greis besann sich, faltete die Hände und betete: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du bescheeret hast: Amen, in Gottes Namen!“

Nun ward das Mahl stillvergnügt eingenommen. Als es vorüber war, sagte Dore: „Ich wollte nun

gern noch einwenig mit Euch plaudern, ich hätte viel zu erzählen, aber es kann heute nicht sein, ich habe noch einen wichtigen Gang vor. Ihr müßt also zu Bette gehen. Christel, räume gleich ab, ich will die Betten holen."

Christel schickte sich an, den Befehl auszuführen. Dore hob die Kleinen von ihren Stühlen und herzte sie der Reihe nach, wobei man keinen Unterschied der Zärtlichkeit gegen die fremden und das eigene sah. Dann brachte sie die Betten aus der Stubenkammer — ein paar große Deckbetten und Leinentücher. Das Bett ward nun in dieser Weise bereitet, daß Dore das Stroh in der Stube auf einen engeren Raum zusammenschob, darüber die Leinentücher und auf diese die Federbetten breitete. Hier brachte sie die Kinderschaar unter, die Ziegen, vorher auch gesättiget, streckten sich dieser friedlich zu Füßen. Der blinde Alte allein nahm eine erhöhte Lagerstätte ein, ein Mittelding von Bank und Kanapée. Als alles außer ihr sich gelagert hatte, sagte Dore zu ihrem Vater: „Aengstet Euch nicht, wenn ich nicht gleich wieder komme; jetzt mag es um acht sein, es kann Mitternacht herankommen, ehe ich wieder da bin."

„Ach, Tochter, was hast Du nur vor?" sagte

der Greis, seinen Kopf erhebend; „bleib' doch nur daheim! Du bist schon einmal so übel angelaufen!“

„Vater!“ versetzte sie; „ich hab' Euch doch gesagt, daß der fremde Herr unser neuer Hilfspastor ist. Und zu dem will ich auch gar nicht; ich muß einen ganz andern Weg gehen. Schlaft wohl!“ Sie warf ein Tuch über den Kopf, löschte den Spanleuchter aus und eilte fort.

Wir gehen ihr voraus. Eine Stunde nordöstlich von Kühnheide, da wo sich das oben beschriebene Plateau in eine Menge Kuppen spaltet, zwischen welchen ein Labyrinth von tiefen Gründen sich verzweigt, liegt das Schwesterdorf Rübenau, auf jenen Kuppen und in diesen Gründen weit verstreut. Sonst hat es alle Eigenthümlichkeiten der Lage mit Kühnheide gemein. Beide Orte, durch eine Abtheilung des sächsisch-fiskalischen ‚Kriegwaldes‘ getrennt, verbindet jetzt eine gute makadamisirte Straße. Vor hundert Jahren konnte kaum von einer Straßenverbindung irgendeiner Art die Rede sein. Ein ausgedehntes sumpfiges Torfmoor, dessen Entwässerung erst der neueren Forstwirthschaft gelang, machte fast jeden Versuch, einen Weg mit den gewöhnlichen Mitteln dort zu unterhalten, zu Schanden. Noch heute bezeichnet ein mit schwarzem Wasser wie aus

dem Cocytus gefüllter Floßteich an der Mündung der kühnheider Straße auf die Flur von Rübenau die Grenze des alten Sumpfmoores.

Nicht weit von diesem Teiche, an der Straße, die von dem durch seine Serpentinsteinwaaren weit bekannten sächsischen Städtchen Zöblitz nach Görkau in Böhmen führt, findet sich eine Gruppe zweistök-kiger Häuser, welche, meist neueren Ursprungs, gar keinen unfreundlichen Anblick gewähren. Vor hundert Jahren standen hier einzelne niedrige Hütten aus geschrotenen Stämmen errichtet, wie etwa die ersten Blockhäuser amerikanischer Ansiedler. Man findet dergleichen noch heutzutage in einigen Walddistrikten des Erzgebirges verstreut.

In einer der nun beschriebenen Hütten saßen um die zehnte Abendstunde zwei Männer an einem mit Speiseresten und einer großen Bauchflasche be-setzten, von einer Oellampe beleuchteten Tische. In dem einen erkennen wir den Fremden wieder, der dem Magister Theophilus in der Waldmühle begeg-nete. Der andere ist eine mittelgroße, breitschulterige Gestalt mit einem Kopf, den man klassisch schön nennen müßte, blitzten nicht die pechschwarzen Augen so dolchartig unter den kohlenschwarzen Brauen her-vor und trügen die Züge nicht ein so deutliches



Gepräge innerster Verwilderung. Die beiden Gesellen müssen ein besseres Nachtmahl gehalten haben, als Dore mit ihrer Familie, denn die Reste auf den Zinntellern hier gehören einer geräucherten Magenwurst und einem wilden Schweinskopf an, und die große Bauchflasche muß mit einem köstlichen Naß gefüllt sein, denn sie wird bald von dem Einen, bald von dem Andern an den Mund gebracht, den sie erst sauer verziehen, dann schmatzend mit der Zunge umlecken.

„So!" hören wir den letztbeschriebenen der Zecher das Wort ergreifen, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan; „das ist besser als Euere sächsische Gefangensuppe. Das bleibt wahr, die Hungerleiderei hat bei Euch Sachsen kein Ende, hier im Gebirge fängt sie an und in der Residenz hört sie nicht auf; ich glaube, der Hof selbst ist nur ein großes Fasthaus. Ich will mein Lebtag an die zwei Fastjahre denken, die ich mit dem Geschmeid' an Händen und Füßen dort unten zugebracht habe, aber wenn die Tabaksnasen von der Gerechtigkeit glauben, das Gedenken wird in ihrem Sinne sein, so schießen sie tief ins Blaue. Gedenken will ich's ihnen, daß sie selber daran denken sollen, heimzahlen will ich's ihnen; jede kratzige Kleiensuppe ohne Schmalz, jedes

Gericht ihres Schweinfutters, jeden Fußtritt, jeden Geiselhieb, und jeden ‚verfluchter Hund‘! will ich dem hungerleidigen Henkersgeschmeiß mit Zinsen heimzahlen, so wahr ich der Bastel bin, oder wie mich die Dirnen lieber nennen, der Schmiedeberger Karl. Da fällt mir die Blitzdirne ein, die Helbig Dore in Kühnheide, das einzige Stück Fleisch, um das ich das dürre Sachsenland beneide. Sag'! weißt Du was von ihr? Was treibt sie? Ist sie noch so schmuck und appetitlich wie sonst? Und lebt ihr Alter noch, der verdorbene Steißtambour?"

Der Gefragte setzte die Flasche an den Mund und that einen mächtigen Zug. Erst nachdem er diesen mit Muße verschluckt und die unerläßlichen Schnapsgrimassen absolvirt hatte, sagte er: „Nach der Helbig Dore fragst Du? Bah! nicht werth an sie zu denken, — fürchterlich abgekommen, seit Du unter die Klotzschlepper gegangen. Weiß Dir jetzt eine Andere stehen, ganz ein Weib für Dich, schön wie die Mutter Gottes von Quinau, aber listig wie eine Zigeunerin und verwegen wie Du selbst."

„Brr! dann paßt sie nicht für mich," meinte der Andere; „hab' an meiner Verwegenheit genug, mag am Weibe so was nicht leiden. Für solch ein Schneiderblut wie Du mag so eine Hornissel eher

passen. Im Ernst, nach der Dore sehne ich mich, ist zwar verdammt spröde, seit sie sich einmal verbrannt, aber ein gutherziges Ding ist sie doch. Es ist einem beim Teufel so wohl, so mollig ums Herz in ihrer Nähe, man möchte sich manchmal einbilden, man könne noch einmal greinen wie ein kleines Kind — na, vermaledeites Sieb von einem Schneiderranzen, so schluck' nur nicht die ganze Bulle hinunter!" und er entriß jenem die Flasche.

Der Schneider absolvirte seine Grimassen und sagte: „Bruder Bastel, schlag' Dir die Dore aus dem Sinn, ich sag' Dir, Du würdest erschrecken, wenn Du sie sähest, und jeden Appetit zum Weibsvolk verlieren. Die Dore ist eine Medizin gegen die Liebe geworden."

„Was?" schrie der Bastel; „hat sie blaue Ränder um die Augen und einen Schädel wie eine gerupfte Gans? ist ihr Brustwerk wie ein eingebrochenes Grab? Kannst Du mir mit gutem Gewissen sagen: ja, so steht's mit ihr, so will ich sie nicht sehen, es würde mir das Herz brechen, denn ich hab' das Weibsbild freßlieb gehabt. Aber dann sag' mir, welch lendenfauler Pestilenzkerl sie dann heimgesucht hat; ich schwöre beim Teufel und allen Henkern, seinen Gesellen, ich will ihn lebendig an einen

Bratspieß stecken und über einem Feuer zu Kohlen rösten. Sprich', Schneiderseele, wer hat meine Dore so elend gemacht?"

„Da fragst Du mich zuviel, ich bin ihr Hüter nicht gewesen. Du weißt doch, daß sie der Anbeter viele gehabt, schon zu Deiner Zeit" —

„Ja, aber keiner hat an ihr schlecken dürfen; ich hätte es auch keinem rathen wollen; der Erste, den sie mir vorgezogen hätte, wäre zu den Maulwürfen gefahren! Halt, da fallen mir Deine Landsleute, die vier Gebrüder Freier ein, die schnüffelten auch um die Dore herum, ich will nicht hoffen, daß die meine Festung erobert haben."

„Was weiß ich," versetzte der Schneider — „Du mußt am besten wissen, ob die Tollhänse einen Stein bei ihr im Brett hatten oder nicht" —

„Nein," sagte der Bastel, „sie konnte keinen von ihnen recht leiden; sie war ein eigenes Frauenzimmer, die Brüder waren ihr zu roh. Sie hatte einen aparten Geschmack, wahrscheinlich, weil ihr Alter ein Schulmeister war, ehe er Wildschütz ward. Es müßte etwas sehr feines gewesen sein, das sie herum gekriegt hätte. Wie? sollte sie etwa mit ihrem alten Schatz, von dem der Wurm ist, zusammengekommen sein? Weiß man endlich, wer das ist?"



Der Schneider trank und sagte: „Auf jeden Fall ist niemand dabei gewesen, wie sie zu dem Wurm gekommen, und Du weißt selbst, daß sie Gefängniß, Ruthenstreiche und Kirchenbuße ausgehalten hat, ohne den Vater anzugeben, und daß ihr wahrscheinlich auch die Folter das Geheimniß nicht abgepreßt hätte.“

„Ja, ja, es ist ein seltsames Weibsstück, so weichherzig, und doch auch wieder so eisenköpfig. Teufel! ich möchte eigentlich den Hagelskerl kennen, der's ihr so angethan hat, ich würde ihn todtschießen, aber Respekt haben müßt ich vor ihm. Ein Hundsfott kann's nicht gewesen sein! Möchte die arme Dore doch sehen — — Aber jetzt von Geschäften, Schneider! Wie steht's, weißt Du Arbeit?“

„Arbeit, Karl! willst's Handwerk wieder anfangen und bist kaum erst mit einem blauen Auge weggekommen?“

„Mit einem blauen Rücken, mußt Du sagen! Hältst Du mich für einen Pfuscher, daß ich mein Handwerk aufgebe, weil ich einmal bankerott geworden? Nun soll's erst recht losgehen, nun ich auf der hohen Schule gewesen. Nicht als ob ich von den Pechkameraden im Bau' hätte etwas lernen können, bah! was war das für grützefressendes

Haberjackengesindel! arme Schlucker, von denen Unsereiner eher hätte können beten lernen als arbeiten. Nichts da; von den Lumpen hätte ja der dritte Theil aus Furcht vor dem spanischen Stiefel sich zu Streichen bekannt, an denen sie so unschuldig waren wie ein Bankert an seiner Mutter Schmach; von denen war nichts zu lernen. Aber von den Perückenstöcken, welche arme Schelme von ihrem Fleisch und Blut so behaglich in die Marterkammer schickten, als ginge es zur Garküche, die dabei standen und gemächlich eine Prise nahmen, wenn einem die rothe Suppe unter den Nägeln hervorspritzte oder das Bein und Muskelwerk knackte; Büttel, die uns auf die Folterbank streckten, mit einer Laune, als sollten sie einen Hund flöhen; denen das Zetergeschrei eines aus den Fugen gerenkten Muttersöhnchens lustiger klang, wie unseren springlustigen Gebirgsdirnen die preßnitzer Harfen — ich sage Dir, Schneider, alle die Schergen, die im Namen einer christlichen Obrigkeit uns durch die That bewiesen, daß die Lehre von der Liebe und Barmherzigkeit albernes Weibergewäsch sei, die uns durch ihr Beispiel lehrten, daß hart, herrisch, barbarisch sein, das rechte Christenthum sei; die, Bruderherz, sind meine Lehrmeister gewesen, und



ich will ihnen als Schüler keine Schande machen. Jetzt sag' an, wo weißt Du was zu thun?"

„Ich habe selbst lange brachgelegen," entgegnete der Schneider — „erst heute machte sich's mit einem kleinen Geschäft, das mir der Zufall in die Hände führte, wo ich's am wenigsten vermuthet—" ein starkes Klopfen am Fensterladen unterbrach ihn. Beide Männer horchten auf. Das Klopfen wiederholte sich. Schnell löschte der Schneider das Licht aus und hob eine Fallthür neben dem Tisch auf. „Geschwind in den Fuchsbau, Bastel!" flüsterte er; „Du kennst wohl mit Deinem Spitzbubengedächtniß die Schliche noch? Wenn es Gefahr hat, stampf' ich und Du weißt dann, wohin Du gehst — gerade aus, bis Du an die Stiege kommst, die in den alten Bergstollen führt, der bei der hohen Buche zu Tage ausgeht."

Der Bastel stieg hinab, der Schneider ließ die Fallthür geräuschlos nieder und eilte hinaus. „Wer ist draußen?" fragte er durch die verriegelte Hausthüre.

„Um Gotteswillen, Träger, macht auf! ich bin's, die Helbig Dore von Kühnheide; ich bin halbtodt!"

Haſtig riß der Schneider die Thür auf. „Dore,

ist es möglich? Ihr bei mir?" rief er hinaustretend. „Himmel, wie Ihr zittert! kommt schnell herein und wärmt Euch — meine gute, liebe Herzensdore! kommt! aber haltet Euch eine Weile ganz still!" Damit führte er sie in die Stube. Während er das Licht wieder anzündete, stampfte er dreimal auf den Boden. Dann bat er Dore, sich auf die Ofenbank zu setzen, holte ein Glas und goß es aus der großen Flasche voll. Aber als er ihr den Trank reichte, roch sie nur daran und wies ihn mit Abscheu zurück. „Pfui! nur keinen Schnaps!" sagte sie.

„Es würde Euch aber gutthun, liebe Dore; es ist Wachholder, den ich selber aufgesetzt. Wie Ihr zittert und blaß aussehet!"

„Kein Wunder," sagte sie, „ich wäre bald gar im Morast versunken; seht nur, ich bin unten bis an die Hüften naß" —

„Meiner Seelen! da dürft Ihr nicht so bleiben. Ihr könntet den Tod davon haben, ich habe noch Kleider von meiner Seligen, die könnt Ihr einstweilen anziehen."

Er ging in eine anstoßende Kammer und brachte verschiedene Kleidungsstücke. „Ich gehe einstweilen vors Haus," sagte er.

„Ist sonst niemand hier?" fragte sie, sich scheu

umblickend, „mir war vorhin, als hörte ich sprechen—"

„Es war jemand da, aber da wir dachten, es wäre jemand von der Jägerei, der anklopfte, wovon mein Geselle nichts wissen mochte, so hab' ich ihn hinten hinausgelassen."

Er ging ab. Dore legte sich die trockenen Gewänder zurecht und stellte dann das Licht in den Ofen, ihren Umzug im Finstern zu bewirken. Hiermit fertig, rief sie den Schneider herein.

„Ei wie lieblich!" sprach er im Eintreten, „als wäret Ihr meine liebe junge Frau. Dore — Herzensdore, wollt Ihr das nun endlich werden?"

„Träger!" erwiederte sie, „laßt uns jetzt von etwas Anderem reden! Kommt, setzt Euch zu mir! Ich komme expreß so spät in der Nacht zu Euch, um — um ein gutes Wort mit Euch zu reden."

„Ist Euerm Vater etwas zugestoßen? Ist ein Kind von Euch krank geworden? Kann ich Euch irgend worin helfen? Ihr wißt, ich lasse mein Leben für Euch — ach wolltet Ihr es doch!"

„Träger, laßt das Schmachten! Ihr wißt, ich mag's nicht leiden. Ich will Euch was erzählen. Heut Nachmittag ging ich mit Butter nach der Stadt. Ihr waret so gut, mir ein paar Hasen zu schenken, die nahm ich mit, sie im Kreuzgasthof zu

verkaufen, denn auf den Tisch dürfen wir solch ein Essen nicht bringen. Aber denkt, wie es mir unterwegs damit ging.“ Und sie erzählte die Begegnung mit dem Akzisinspektor und Theophilus, und wie dieser ihr die Hasen vierfach ersetzt durch die Börse, die er ihr in den Korb geworfen.

„Ei,“ unterbrach sie hierbei der Schneider; „das klingt ja wie ein Mährlein aus der goldenen Zeit. Das muß ein absonderlich guter Herr gewesen sein!“

„Es war ein Engel, sage ich Euch! Hört nur weiter! Wie ich gegen Abend heimgehe, und einestheils froh bin über das Geschenk, das mir der Herr gemacht, anderntheils bange, was der Inspektor weiter gegen mich vornehmen wird, der mich von meinem Kinde her schon arg auf dem Zug hat — da traten mir im Wald zwischen Gelobtem Land und der Raitzmühle zwei Männer entgegen, es war der Bauer vom Raitzgut, das ob der Raitzmühle liegt, und der Bretschneider von da, die schrieen mich mörderlich an, halten mir unversehens die Arme, schimpfen mich eine Hexe und schleppen mich nach der Mühle. Hätte ich meine Hände frei gehabt, so hätte es ihnen schon vergehen sollen, denn ich hatte mein Fläschchen bei mir, aber ich konnte nicht dazu,

und sie entdeckten es und rissen mir's vom Halse. In der Mühle wollten sie Gericht über mich halten, sagten sie, denn ich hätte ihre Kühe behext. Könnt Ihr Euch etwas schrecklicheres denken? Ich soll eine Hexe sein! Ich weiß aber, woher das kommt. Von meinem Vater fabeln die Leute, er könne den Waidmann setzen, sei kugelfest und was der schwarzen Kunst im Jagdwerk mehr ist, und nun gibt's schlechte Leute, die sprechen, ich hätte von ihm hexen gelernt. Die Raitzgutleute aber sagen, ich hätte ihr Vieh behext, aus lauter Rache, weil ich der Bauerfrau keine Butter mehr abnahm wegen ihrer Unreinlichkeit und zu leichten Gewichtes. Und weil auch in der Mühle zwei Kühe Blut in der Milch geben, haben sie die Müllerin, die sonst eine gute Frau ist, mit aufgehetzt. Nun hatten sie mir aufgelauert und wollten mich an die Bretsäge binden, daß ich das Hexenwerk bespräche. Doch in meiner höchsten Noth sandte mir der Himmel wieder einen Engel, denselben, der mir schon einmal geholfen. Der trat mit einer Hoheit, die ich noch an keinem Menschen gesehen, vor die wüthenden Männer, und ein Wort von ihm machte mich frei. Wie vom Donner gerührt, ließen sie ihre Hände von mir los, und er hielt ihnen eine Rede, daran sie ihr Lebenlang

denken werden. Aber auch ich werde sie nie vergessen, und ich wollte, Ihr hättet sie gehört, denn es waren Worte voll Licht und Kraft. Und nun denkt Euch meine Freude, als mir der edle Herr sagte, er gehe auch nach Kühnheide und ich solle seine Wegführerin sein. Dieser Weg soll mir in alle Ewigkeit gesegnet sein. Was habe ich da alles zu hören bekommen! Aber daß ich nicht eins über dem andern vergesse: ich hatte den Herrn doch erst zu Pferde gesehen und nun war er zu Fuß. Wie ich ihm meine Verwunderung darüber äußerte, sagte er mir, sein Gaul sei ihm aus dem Mühlenstall gestohlen worden. Ich will Euch nicht sagen, Träger, wohin ich in der ersten Aufwallung den Dieb gewünscht habe, aber was that der gute Herr? Er bedauerte den Unglücklichen und sprach so milde Worte, daß es mir war, als wäre ich wieder ein Kind und hörte die lieblichen Reden des Heilandes, aber aus seinem eigenen Munde. Und je weiter ich mit ihm ging und je länger ich ihm zuhörte, desto mehr fühlte ich mich der elenden, schmutzigen, sündhaften Gegenwart entrückt und die Luft einer besseren Welt wehte mich an. Und wie ich endlich vor mein Haus kam und aller Jammer meines Lebens vor mir aufstieg, über den ich zeither leichtsinnig hinweggetaumelt, da schwin-

delte mir wie vor einem tiefen Abgrund. In der Nähe des Fremden, dieses Engels der Klarheit, wurde mir es recht klar, wie öd' und finster unser Leben sei, meines, Eures, und das vieler Menschen, die wir unsere Freunde nennen. Träger! ich habe dem Herrn, der unser neuer Hilfspastor ist, versprochen, ihm sein Pferd wieder zu schaffen — deßhalb komme ich zu Euch — denn Ihr habt es — ich komme heute noch, weil Ihr es morgen schon über alle Berge gebracht haben könntet."

Träger kauete sich verlegen an den Nägeln. „Wer sagt Euch, daß ich das Pferd geholt habe?" brachte er endlich heraus.

Dore wendete ihm ihre schönen hellen Augen zu und sagte: „Seht mich 'mal an, Träger!" Er versuchte es, aber er hielt ihren Blick nicht aus. „Träger!" sagte sie wieder, „Ihr verspracht mir, nie wieder so was zu thun, und doch habt Ihr Euch wieder blenden lassen! Denkt doch an den Unglücksmenschen, den Bastel! Ihr werdet's auch noch so weit bringen, wie der!"

Der Räuber zitterte. „Dore!" sagte er, ihre Hand ergreifend — „Herzensdore — ja, ich hab' das Pferd und der Pfarrherr soll's wieder haben. Gewiß, ich wollte nicht mehr stehlen — andere Dinge

hab' ich auch nicht gestohlen; aber für Pferde hab' ich so eine verfluchte Passion — ich wußte, daß Ihr nach Marienberg gegangen waret, und wollte Euch entgegengehen; da muß mich der Teufel an den Mühlenstall führen und ich das schöne Pferd darin stehen sehen, weg waren meine Vorsätze, mein Blut kochte, der Nebel war dick, kein Mensch im Stall, die ganze Gelegenheit so günstig — ich ritt mit dem Gaul zum Teufel."

„Wo habt Ihr ihn?"

„In meines Schwagers Stalle — es ist ein sanftes Thier, Ihr könnt es heimreiten und ich begleit' Euch zu Fuß. Aber Dore, liebe Dore! Ihr seid mir doch nicht bös mehr? Ach wenn Ihr doch nur meine liebe Frau sein wolltet, gewiß Ihr solltet mich nimmer wieder auf falschen Wegen ertappen. Ihr könnt mich um den kleinen Finger wickeln, solche Macht habt Ihr über mich. „Dore, wollt Ihr mein Weib sein? Seht, wie prächtig Euch die Gewänder meiner Seligen stehen — ach nehmt doch ihre Stelle ganz ein, seht Euch um in meinen Pfählen, es ist doch einwenig anders, als wie bei Euch, und ich will es auch noch recht hübsch vorrichten für Euch."

Dore war eine Eva's-Tochter, und daß sie dem Kulturzustande ihrer Stammmutter näher stand,



als unsere Leserinnen, machte sie nicht gleichgiltiger gegen den Reiz hübscher Aeußerlichkeiten. Kein Wunder daher, wenn sie bei den ihr hier gebotenen ein klein Wenig verweilte. Dann aber sagte sie ernst: „Träger! Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit! Wir haben beide gesündiget; wie Ihr mir gebeichtet, so will ich Euch beichten. Ich habe sehr gefehlt, daß ich Euch einige Hoffnung auf mich gemacht, und außer Euch auch den vier Brüdern — thut mir dafür an, was Ihr wollt und vor Gott verantworten mögt, ich will alles leiden. Aber den vier Brüdern gab ich nur ausweichende Antworten aus Furcht, sie wissen etwas von mir, das ich Euch nicht sagen kann, und können mir damit das größte Herzeleid zufügen; Euch wies ich nicht zurück — weil — weil — nun weil ich wirklich einmal dachte, es könne sich wohl schicken, daß ich noch Euer Weib würde" —

„Dore!"

„Laßt mich ausreden! Ich bin eine eitle, hoffärtige Kreatur; ich wußte, daß ich's bei Euch recht gut kriegen und wieder zu Ehren kommen würde. Es thut so weh, von aller Welt verachtet und weggesetzt zu sein! Der Vater meines Fritz war doch für mich verloren — aber heute ist es mir klar geworden, daß ich Unrecht that, solche eitle Gedanken zu

nähren. Guter Träger: seid mir nicht bös — ich kann Eure Frau nicht werden."

„Wegen des Pferdes?" rief er traurig; „o ich elender, geschlagener Thor!" Und er schlug sich vor den Kopf.

„Nein, Träger, deßwegen eigentlich nicht — versteht mich recht — ich kann niemandes Frau werden. Wenn ich Einen heiraten möchte und dürfte, so wäret Ihr's, denn Ihr seid kein böser Mensch und würdet mir zu Lieb' von Euern Fehlern lassen — aber es kann nicht sein — ich muß bleiben, wie ich bin. Jetzt, Träger, laßt mich meine Sachen wieder anziehen, und wollt Ihr mich mit dem Pferde heimbringen, so will ich's Euch vom Herzen Dank wissen; Ihr könnt dann bei mir den Tag erwarten."

„Eure Kleider sind noch ganz naß," sagte Träger; „behaltet nur die da an und tragt sie meiner Seligen zu Ehren"—

„Ich will sie Euch abkaufen — ich habe kein Kirchenkleid und das gäbe eins — ich zahl' es nach und nach ab, wenn Ihr wollt."

„Dore, thut mir wenigstens die Liebe und tragt die Kleider, als hättet Ihr sie längst redlich verdient — ohne Euch wäre ich vielleicht lange ganz

in des Teufels Klauen gefallen. Bleibt mir nur eine gute Freundin! Jetzt will ich das Pferd holen."

„Ich gehe gleich mit, ich fürchte mich allein hier zu bleiben," erklärte sie.

Sie gingen. In der Nachbarschaft war die Stallung seines Schwagers, eines Roßkamms. Er gelangte leicht hinein und brachte das Pferd heraus. Er bestand darauf, daß Dore sich aufsetze, sie schwang sich hinauf und er leitete das Thier sicher durch Wald und Moor. Ungesehen folgte ihnen eine dunkle Gestalt bis an Dore's Wohnung. Es war der Bastel. Trotz der erhaltenen Warnung war er in seinem unterirdischen Versteck geblieben und hatte einen Theil des Gesprächs der beiden belauscht: Was er vernommen, hatte gerade hingereicht, ihn zur heftigsten Eifersucht zu entflammen. Er hatte Träger's Bewerbung gehört, aber nicht ihre bestimmte Ablehnung, da sie meist nur leise gesprochen hatte. Es war ihm klar, daß Träger sie vorhin nur darum in seinen Augen herabzusetzen gesucht, um an ihm keinen Nebenbuhler zu haben.

Viertes Kapitel.

M. Theophilus Starke an Ihre Exzellenz die Frau Gräfin S. in Dresden.

Erlauchte Gräfin!

Meine hohe und gnädige Gebieterin!

Nicht ohne ein kleines Abenteuer zu bestehen, bin ich wohlbehalten am Orte meiner Bestimmung angekommen. Es war schon Nacht, als ich in das Pfarrhaus eintrat. Obgleich von einer zuverlässigen Person vor die Thür desselben gebracht, zweifelte ich doch bei meinem Eintritt in die Stube sehr am rechten Orte zu sein. Ich trat in ein großes, von einer Oellampe matt erleuchtetes Gemach, dessen vorderer Theil bis jenseits des riesigen Kachelofens mit Steinen gepflastert war. Erst dann trat man auf eine sehr geworfene Dielung. Ein dicker Nebel ließ den Raum nicht sofort übersehen, aber was ich sehen konnte, sah nicht nach einer Pfarrwohnung aus. Ich war von einer Magd eingeführt worden, die in dem nebligen Hintergrund verschwand, dort mit jemandem flüsterte und nach einer Weile an der Seite eines etwa eilfjährigen Mägdleins in halb städtischer, halb

ländlicher Tracht (eines lieben freundlichen Wesens mit einem Engelsgesicht) wieder zum Vorschein kam.

„Seien Sie schön willkommen!" sprach die Kleine mit einer graziösen Verneigung. Diese Redeweise überraschte mich einwenig, denn seit ich aus den gebildeten Kreisen der Residenz geschieden, namentlich im eigentlichen Gebirge, hörte ich mich nur mit Er angeredet, selbst von gebildeten Leuten. Ich erinnere mich Ihres Zeugnisses über Ihre ehemalige Zofe, die jetzige Frau Pastorin hier als eine sehr bildungsfähige Person, und dachte mir, die Kleine könne wohl ihre Tochter sein. Sie schaute mich etwas verwundert an, wie ich mich aber als den interimistischen Pfarrgehilfen zu erkennen gab, faltete sie freudig die Händchen und rief mit einem frommen Aufblick nach oben: „O Gott sei Dank! Wir dachten schon, wir bekämen keinen Vikar; kommen Sie zum Vater, er ist gerade munter geworden."

Sie führte mich in den Hintergrund an ein Bett, aus dem ein bleiches Mannesgesicht sich einwenig erhob und ein mattes: „Salve, carrissime frater, salve!" mir entgegenrief. Das war der gute M. Dietrich, Ew. Exzellenz wohlbestallter Pastor zu Kühnheide und Rübenau, seit acht Wochen schwer an einer Gliederlähmung danieder liegend. „Sie kom-

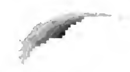
men in ein Haus, das der Herr schwer heimgesucht,“ sprach der arme Leidende, indem ich mich neben seinem Bette niederließ; „es bedarf einer starken christlichen Liebe, hier eine Zeitlang zu leben und das Amt eines Seelsorgers zu verwalten.“ Wie er noch so sprach, vernahm ich hinter mir Kindergeschrei. Als ich mich umschaute, sah ich in der entgegengesetzten Stubenecke ein großes Bett, in welchem eine Frau sich aufrichtete. Das kleine Mädchen sprang hinzu und nahm aus einer Wiege zwei eingewickelte Kindlein, welche sie der Frau an die Brust legte. „Dieser doppelte Segen mußte gerade jetzt kommen, wo ich an das Siechbett gefesselt bin,“ sagte der Pastor. „Vier Kinder außer denen, die sie hier sehen, sind schon zu Bett gebracht, Sie können sich denken, daß bei so starker Familie in einer Stelle, wo die Einnahme kaum zweihundert Thaler übersteigt, obschon sie noch einmal soviel tragen soll, kein Herrenleben möglich ist, wenn auch sonst alles gut geht; kommen aber solche Heimsuchungen, dann wird die Noth freilich kaum erträglich. Ich danke nur Gott und unserer gnädigen Herrschaft, daß sie aus eigenen Mitteln mir einen Gehilfen setzt, ich könnte keinen erhalten.“

Während er mir nun ein umständliches Bild von seiner Lage entwarf, kam der Schulmeister hinzu,

den ich eher für einen Holzmacher angesehen hätte, als für einen Lehrer der Jugend und Diener der Kirche. Der bestätigte alles, was mir der Pastor von der leiblichen und geistlichen Noth in beiden Gemeinden sagte, es war ein haarsträubendes Bild, und wenn es auch nur zur Hälfte wahr sein sollte, so ist es noch immer traurig genug. Vor der Hand konnte ich mich nur von der Noth im Pfarrhause überzeugen, ich fand da Mangel an den nöthigsten Erquickungen für den Kranken und die doppelt gesegnete Wöchnerin. Die arme Frau hatte eine sehr schwere Entbindung gehabt, die nur mit ärztlichem Beistand möglich gewesen, und dieser hatte von Marienberg herbeigeholt werden müssen. Der Arzt kann nun nur alle Wochen ein- oder zweimal kommen. Die nächste Apotheke ist gleichfalls in Marienberg. Es ist sehr gut, daß ich mich auf der Akademie der Arzeneikunde mitbeflissen und auch den Aufenthalt in Montpellier zur Vervollkommnung in dieser Wissenschaft benutzt habe, hier werde ich's gut brauchen können. Aber nur mit Ew. Exzellenz gnädiger Hilfe kann ich den rechten Gebrauch davon machen. Ich muß eine kleine Hausapotheke errichten und bitte Hochdieselben demüthig und dringend, mich dabei zu unterstützen. Außerdem wollen Sie mir vor der Hand

nur einige Wäsche — denn daran scheint es meinen Pfarrersleuten zu mangeln — und warme Kleidungsstücke, womöglich einen Pelz für die Wöchnerin und einiges Geld schicken, damit ich mit der marienberger Apotheke einen Handel abschließen kann. Nächstens wenn ich einige nähere Einsicht in die hiesigen Zustände gewonnen, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ew. Exzellenz einen ausführlichen Bericht über alles zu senden, denn ich denke Hochdero menschenfreundlichem Herzen damit eine Gelegenheit zu reichlicher Bethätigung zu geben.

Ich schreibe diese Zeilen in der Nacht nach meiner Ankunft, in dem Studirzimmer des Pastors — eigentlich nur eine schlechte Kammer mit einem Windofen, einem alten Polsterstuhl von unerforschlichem Datum, einem sehr armseligen Schreibtisch und einem kleinen Bücherbrett, das keinesweges überfüllt ist. Von dem Satze: ‚die Reichthümer sächsischer Pastoren sind Kinder und Bücher,‘ scheint sich hier nur die erste Hälfte zu bewähren. Auch mein Bett hat man hier aufgeschlagen und das Gemach so gut als möglich zum Wohnen eingerichtet. Aber Ew. Exzellenz Stallknecht wohnt besser als der Hilfspastor von Kühnheide und Rübenau. Doch erwähne ich dieß nicht um meinetwillen, ich will mich schon einrichten,



die meiste Zeit werde ich wohl in der Pfarrstube zubringen, ich bin gern unter einem Kinderschwarm.

Doch nun wird es Zeit, Ihnen auch das Abenteuer zu berichten, dessen ich oben gedacht (hier folgt im Briefe die Erzählung von der Verirrung im Walde, der Einkehr in der Mühle, dem Pferdediebstahl, der Befreiung Dore's aus den Händen ihrer unberufenen Hexenrichter und was er mit ihr weiter erlebt. Dann hieß es weiter:) Ich muß gestehen, daß mir dieses arme Frauenzimmer ein merkwürdiges psychologisches Phänomen ist. Ich habe viele Menschen unter verschiedenen Nationen kennengelernt, und ich darf mir das Zeugniß geben, mich nie mit der Oberfläche der Erscheinung begnügt zu haben, aber ein solches Wesen ist mir noch nicht vorgekommen. Es scheint mir die schroffsten Gegensätze von weiblicher Hingebung und männlicher Thatkraft, von Vertrautheit mit dem tiefsten menschlichen Elend und ahnungsvoller Sehnsucht nach den höchsten Gütern der Menschheit in sich zu vereinigen. In dem Augenblicke, wo man sich versucht fühlt, den Gleichmuth, mit dem sie das Niedrigste und Trübseligste erträgt, für Indolenz zu halten, belehrt uns irgendeine Aeußerung, ein Zug von der Feinheit und Tiefe ihrer Empfindung und daß wir es mit einer Natur zu

thun haben, welche größer ist als ihr Schicksal. Die Alten nannten den muthigen menschlichen Kampf mit dem Schicksal ein Schauspiel für Götter; so gewährte es mir immer einen hohen Genuß, unter denen, deren Erbtheil hienieden Mühsal und Trübsal geworden, Naturen zu finden, welche allen Versuchungen der Noth muthig und standhaft Trotz bieten, aber einen höhern Genuß hatte ich nicht, als in den zwei Stunden, da ich allein mit dieser Tochter der Armuth und der Schmach durch den Wald ging, und das höhere Sehnen ihrer Seele belauschte und Zeichen von den Kämpfen empfing, die sie mit dem Leben zu bestehen gehabt und siegreich bestanden. In einem dieser Kämpfe ist das Weib erlegen — aber ob dieses Erliegen wirklich eine Niederlage, ob es nicht vielmehr gerade die Grundlage größerer Triumphe gewesen, dessen bin ich noch nicht gewiß. Die Welt verdammt manches als Fall, was vielleicht ein über ihren Verstand hinausreichendes Maß von Tugend ist. Das Gerücht bezeichnet einen groben Verbrecher, einen offenbar tief gefallenen Menschen als denjenigen, dem die arme Magd das höchste Gut eines Mädchens geopfert, — ich kann es nicht glauben; sollte das Gerücht aber gleichwohl recht haben, so wäre dieß nur ein Räthsel mehr an dieser

räthselhaften Erscheinung. Doch, ist nicht das Menschenherz überhaupt ein ewiges Räthsel? Wer hat seine Abgründe und labyrinthischen Gänge erforscht? Wer hat es je ganz gebändigt unter das Joch der Vernunft? Hat es nicht seine eigene Vernunft, seine eigene Logik, seine eigenen Gesetze? Adelt nicht eine große Leidenschaft ihren Gegenstand? Kann nicht ein großes Herz gerade darin eine hohe Genugthuung finden, einen gefallenen Menschen durch die Liebe zu sich emporzuheben? Ist nicht gerade im Weibe eine geheimnißvolle Macht, Verlorenes zu finden und emporzuziehen? Und wo die Macht ist, ist doch auch der Reiz, sie zu gebrauchen, und wo sie recht groß, da mag es einen eigenthümlichen Reiz gewähren, sie an recht schwierige Aufgaben zu setzen. Mag es mit diesem Punkte sein, wie es will, jedenfalls ist die in Rede stehende Person der größten Theilnahme werth und wage ich diese bei meiner gnädigen Gebieterin zu erregen. Ich werde mehr von der armen Magd sehen und hören und behalte mir näheren Bericht über sie vor.

Da habe ich Ihre großmühtige Theilnahme wieder für ein hilfsbedürftiges Menschenkind in Anspruch genommen, und weiß noch nicht, welche Ehre ich mit dem jungen Kandidaten eingelegt, den ich um seiner

Hilflosigkeit willen Ihrer Huld empfohlen und den Sie so bereitwillig als Vorleser und Sekretär in Ihre Dienste genommen. Zeigt er sich Ihrer Gnade würdig? Gleicht seine Geschicklichkeit seiner Bedürftigkeit? oder gibt er wenigstens gerechte Hoffnung, bald nachzuholen, was ihm noch fehlt? Ich habe mich in Marienberg, wo er das Lyceum besucht, über seine frühere Aufführung erkundiget, und das beste Lob darüber gehört. Auch was er uns von seinem armen Herkommen erzählt, fand ich bestätiget. Sein Geburtsort, Pobersau, ist wirklich nur eine kleine Stunde von hier, da habe ich vielleicht Gelegenheit, seine Mutter kennenzulernen und von ihr zu erfahren, ob sich ihr Herr Sohn auch hübsch um sie kümmert, nun er sein gutes Brot gefunden. Ich habe leider die Erfahrung nur zu oft schon gemacht, daß Söhne der Armuth, wenn sie durch die größten Opfer ihrer Eltern zu Bildung und Ansehen gelangt, sich der armen Eltern geschämt und sie wohl gar vergessen und verleugnet haben. Hoffentlich geschieht dieß bei unserem Schützling Oesterreich nicht.

Ich bitte Ew. Exzellenz, mich dem jungen Herrn Grafen zu empfehlen, und wenn er nach Berlin reiset, ihm auf die Seele zu binden, daß er sich doch ja nach meinem Studienfreund Lessing erkundige; er

braucht sich nur an den Buchhändler Nikolai zu wenden, mit dem mein Freund eng verbunden ist. Ich möchte doch wissen, ob das theure unruhige Herz für sein bewunderungswürdiges Genie einen Wirkungskreis gefunden. Ich habe große Hoffnungen auf ihn gebaut, schade, wenn sie an der Ungunst unserer deutschen Verhältnisse scheitern sollten. Doch der alte Gott lebt ja noch, der weiß seine großen bahnbrechenden Geister schon zu schirmen und auf den rechten Platz zu stellen! Sollte es meine Bestimmung sein, hier oben im wilden Wald mein Dasein als dunkler Landpfarrer zu verleben, und Ew. Exzellenz erhalten einmal Kunde von einem hellen Lichtstern, der über den Nebeln deutschen Lebens aufgeht, mit Namen Gotthold Ephraim Lessing, so denken Sie an mich und lassen mich's wissen. Dann habe ich hier oben wenigstens Holz genug, ein stattliches Freudenfeuer anzuzünden.

Mit ewiger Dankbarkeit und tiefstem Respekt

Ew. Exzellenz

unterthänigster Diener

Christoph Theophilus Starke.

P. S. Eben wie ich mich in der Pfarrstube nach einem Boten für den Brief erkundigen will, wird

mir eine seltsame, doch freudige Ueberraschung zutheil. Gleich hinter mir tritt die Hausmagd ein und meldet, im Stalle stehe ein wunderschönes Pferd, gesattelt und gepackt, und es sei doch kein Reiter zu sehen. Ich hatte in der Pfarre kein Wort von dem Pferdediebstahl fallen lassen. Mir fielen nun gleich die letzten Worte meiner Wandergefährtin ein; ich ließ mich in den Stall führen und richtig! da stand meine Else freundnachbarlich neben einer scheckigen Wiederkäuerin. Hatte das gute Thier eine Freude, wie es mich erblickte! ich aber auch. Fröhlich sattelte ich ab, mein Mantelsack kam mir sehr zu statten; er enthielt ja die Büchse mit den trefflichen Essenzen, welche Ew. Exzellenz mir einpacken ließen, und meinen Priesterrock. Ich hätte müssen den des armen Pfarrers anziehen und der ist in einem deplorablen Zustand. Aber nun meine erste Freude sich gelegt hat, denke ich mit Betrübniß über die Verbindung nach, welche meine Begleiterin mit dem Pferdedieb haben muß. Ein unheilvolles Band scheint sie mit der Verbrechergenossenschaft dieser Gegend überhaupt zu verknüpfen, das sie vielleicht vergebens abzustreifen gesucht. Ich muß suchen, ihr beizustehen und ihre Seele zu retten. Ach es gibt hier wohl viel zu retten.

Möge Gott mir den rechten Geist, die rechte Kraft dazu verleihen! Am guten Willen fehlt es nicht.

Theophilus.

Fünftes Kapitel.

Der Bastel.

Als Theophilus mit seinem Briefe wieder in die Pfarrstube trat und sich nach einem Boten erkundigte, wußte Hedwig, das älteste Kind des Pastors, keinen sicherern vorzuschlagen als die Helbig Dore. Aber sie that dieß ganz leise.

„Meinst Du die Tochter des blinden Mannes in der Waldhütte am marienberger Wege?" fragte Theophilus mit gleichfalls gedämpfter Stimme, obschon er die Ursache dieses Leiseredens nicht wußte.

„Ja," sagte Hedwig, „der Vater ist zwar bös auf sie, und sie mag wohl nicht immer recht gethan haben, aber sie ist nicht schlecht und verdient gern ein paar Groschen. Meine Mutter hält viel auf sie, weil sie so rechtschaffen für ihre Schwesterkinder sorgt; sie hat ihr auch schon öfters Botenwege gemacht, um das

Begräbnißgeld für ihre Schwester abzuverdienen. Sie ist ehrlicher wie viele andere Leute hier herum."

„Gut," sagte Theophilus, froh, einen Anlaß zu haben, Dore wiederzusehen; „ich werde sie aufsuchen; wäre Morgen nicht Sonntag, so ritte ich selbst nach der Stadt. Ich will mich einwenig im Orte umsehen und bei dieser Gelegenheit mit nach der Waldhütte gehen."

„Sie wollen sich hier umsehen?" sagte die Kleine, ihn mit ihren klugen blauen Augen verwundert anblickend — „ach da werden Sie nicht viel sehen — der Hof, der Hammer, das ist alles, und allenfalls die Papiermühle — aber im Dorfe sieht man keine Freude und der Weg ist so morastig, daß sie darauf gar nicht fortkommen."

„Das wäre schlimm," versetzte Theophilus, „da wären ja die Kirchkinder in gleichem Fall — wem sollte ich da morgen predigen?"

„Aber das Haus der Dore finden Sie nicht; die Mutter ist heute wohler, da kann ich schon einwenig abkommen; ich rede gern mit der Dore, weil sie besser spricht wie andere Dorfleute; lassen Sie mich den Brief zu ihr tragen."

„Nein, mein liebes Kind, Du bist hier am nothwendigsten; ich sagte noch nicht, daß die Dore

meine Führerin gewesen und mir ihre Hütte gezeigt hat. Wie geht's mit dem Vater?"

„Nach den Tropfen, die Sie ihm gegeben, ist er eingeschlafen — wird ihm das wohl gut sein?"

„Ich glaube, mein Kind — laß uns nur beten, daß Gott seine Hilfe dazu gibt." Er streichelte ihr das schöne blonde Haar und ging.

Hedwig hatte nicht gelogen. Als Theophilus den Dorfweg betreten wollte, wußte er nicht, wie er das anfangen sollte, der Weg schien eigentlich nur ein breiter Schlammgraben zu sein. Unschlüssig stand er eine Weile davor. Indem er sich umsah, fiel ihm erst das Aeußere des Pfarrhauses in die Augen. Es war ein Gebäude aus Holzbundwerk mit Lehmstaak, der ehedem einen Kalküberzug gehabt hatte, jetzt aber allenthalben nackt zu Tage trat. Das Schindeldach war mit Moos überzogen, die runden Fensterscheiben zum großen Theil zerbrochen. Jenseits des bodenlosen Weges befand sich ein ähnliches, nur niedrigeres Gebäude. Als er dieses in Augenschein nahm, öffnete sich hinter ihm die Thür des Pfarrstalles und ein halbes Dutzend Kühe von ziemlich kleinem Schlage stürzte brüllend heraus auf den Magister zu. Dieser wollte schnell ausweichen und sank bis über die Knöchel in den Schlamm. Gleichzeitig

öffnete sich eine Thür des anderen Hauses und zwei gehörnte Milchproduzenten stürzten auch von dieser Seite auf den jungen Leviten los. Aber die Situation war mehr lächerlich als gefährlich, von jeder Seite sprang ein Frauenzimmer hochaufgeschürzt hinter dem Vieh her, und trieb es mit Geschrei und Steckenhieben von dem bedrängten Mann ab auf die nahe Wiesenflur.

„Guten Morgen, Herr Magister!“ rief eine männliche Stimme aus einem Fenster des kleineren Hauses. „Er hat da eine recht fatale Bekanntschaft mit der kühnheider Hauptstraße gemacht. Spring' Er nur herüber auf diese Seite, meine Frau mag Ihm die Stiefel abwaschen, wenn sie die Kühe auf die Wiese gebracht hat.“

Der Sprecher war der Schulmeister, dessen Bekanntschaft Theophilus gestern Abend in der Pfarre gemacht, und demnach war das eine der beiden Frauenzimmer, welche der Magister für des Schulmeisters Magd gehalten, wie das andere, die des Pfarrers war, die Frau Schulmeisterin. „Da bin ich schon,“ sprach sie, hinter dem Hause hervortretend. „Komm nur der Herr mit ins Haus, da wollen wir dem Dr . . . gleich den Weg weisen.“ Sie band sich den Strick, womit sie sich den blaugrauen Tüffelrock

aufgeschürzt hatte, los, schneuzte sich mit der Hand und wischte diese an demselben Kleidungsstück ab. Dann reichte sie sie dem Magister, um ihm aufs Trockene zu helfen. Ein kräftigeres Sehnen- und Knochenwerk hatte die Frau Schulmeisterin, als der gute Magister es bei einer Frau Professorin in Leipzig oder Halle angetroffen haben mochte, sie schnellte ihn wie einen Federball aufs Trockene. Dann eilte sie voraus ins Haus, und wie er die Schwelle betrat, war sie auch mit einer Gelte voll Wasser und Haderwerk da. „Aber, Frau Schulmeisterin!“ rief Theophilus, „das kann ich doch von Ihnen nicht verlangen.“ Doch die Frau Schulmeisterin begann ungestört ihr Reinigungswerk und bald waren die Stiefel des Magisters von dem Schlammüberzug befreit.

„Ich danke sehr, wertheste Frau,“ sagte Theophilus; „aber ich fürchte, Sie haben Ihre Mühe umsonst verschwendet, da die Stiefel beim Weiterwandeln durch das Dorf doch wieder schmutzig werden.“

„Aber ich bitte Ihn um Christi willen, was will Er denn in dem alten schmutzigen Dorf? Da geht kein Mensch vor lieber langer Weile, sondern nur wer muß, wie mein Alter bei einer Leiche oder Kindtaufe.“

„Wie müssen denn aber die Schulkinder thun, die ja wohl auch niemand herführt oder trägt?"

„Je nun, die Rangen laufen barfuß, solange es geht, und geht's nicht mehr, so kommen sie gar nicht. Höchstens die paar vornehmen, die hier herum wohnen, und der Helbig Dore ihre Große, die auch besser thäte, sie bliebe daheim und spänne. Kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn solch armes Volk über seinen Stand hinaustritt, das sieht man der Dore. Die wollte auch mit Gewalt gescheidt und groß werden und nun hockt sie da mit dem Wurm, das keinen Vater hat. Aber was plausch' ich Ihm da von dem Weibsbild vor, das Er nicht kennt, spazier' Er doch herein zu meinem Alten!" Und sie öffnete die Stubenthür.

Theophilus trat ein, die Frau hinter ihm. Der Schulmeister, in grauen Kniehosen mit Zwirnstrümpfen in Holzschuhen, stand hemdärmlig, mit einem Haselstock unterm Arm und einem Katechismus in der Hand, vor einem Dutzend Knaben, die sehr vereinzelt auf einer Reihe von Bänken saßen, worauf leicht die sechsfache Zahl Platz gehabt hätte. Ganz im Hintergrund saß abgesondert ein kleines Mädchen, in dem Theophilus Dore's Schwesterkind Christel erkannte.



„Ist das Ihr ganzer Schulbesuch?“ fragte er den Schulmeister.

„Nun kommt heute schon niemand mehr,“ war die Antwort, „es läuft jetzt alles in die Bucheckern.“

„Bucheckern? Ah — jetzt besinn' ich mich, so nennt man den Samen der Buchen. Was machen die Leute damit?“

„Ei, die Bucheckern geben ein kostbares Oel, das beim Weihnachtsbackwerk gar treffliche Dienste thut, auch geröstet aufs Brot gegeben, mundet es gar wohl. Es ist nur alle sieben Jahre ein rechtes Bucheckernjahr, und heuer trifft es gerade, da läuft alt und jung in die Wälder, um sich zu versorgen.“

„Die Schule sollte aber darüber nicht versäumt werden,“ sagte Theophilus. „Es steht geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brote allein!“

„Lieber Herr Magister,“ versetzte der Schulmeister, „wenn Er erst die Verhältnisse hier kennen wird, so wird Er wünschen, es möge der Himmel alle Jahre ein rechtes Bucheckernjahr geben, damit das arme Volk einwenig Schmalz zu seinem Brote habe und auch die Kirchen- und Schuldiener zu dem Ihren kommen. Glaub' Er nur, daß dieses Bucheckernjahr viele Schulgeld- und Pfarrgebührenreste bezahlen muß. Hätte ich die Macht und den Willen, die

Schulkinder von dem Bucheckernlesen abzuhalten, so würde ich nimmer zu meinem Gelde kommen."

„So sammeln die Kinder die Bucheckern für Sie?"

„Er meint: für mich? Ja, theilweise, und theilweise auch für den Herrn Pastor — man muß sich helfen, wie man kann. Diese Jungen hier gehören den wenigen, wohlhabenderen Leuten im Orte, dem Rittergutspachter, dem Hammerverwalter, dem Papiermüller und dem Müller."

„Was treiben Sie jetzt?"

„Ich lasse Hauptstücke hersagen."

„Gut; ich will nicht weiter stören; ich werde Sie in Zukunft öfter besuchen, ich bin ja auch eine Zeitlang Ludimagister gewesen und habe Freude an der Jugend. Aber wie kommt's, daß außer dem einen dort gar keine Mädchen hier sind?"

„Die Mädchen schickt man hier gewöhnlich nicht eher in die Schule, bis die Zeit der Konfirmation kommt, und dann bringt man sie schwer dazu."

„Das ist schlimm, das erklärt mir vieles Böse, was ich habe hören müssen. Gerade die Mädchen sollte man recht fleißig zur Schule anhalten, weil die Frauen die eigentlichen Pflegerinnen der Gesittung sind. Das Mädchen da scheint sehr armen Leuten anzugehören,



umso mehr Ehre für sie, daß sie eine Ausnahme von der üblen Regel machen."

„Das Mädchen hat keine Eltern," versetzte der Schulmeister, „und ihre Pflegemutter, die sie schickt und die mehr gelernt hat, wie alle unsere Dorfmädchen, ist gerade ein recht schlechtes Weibsbild!"

Theophilus fühlte einen Stich im Herzen und tiefer Unwille malte sich auf seinem Gesicht. Er hatte einen Verweis auf der Zunge, aber er fand für gut, ihn zu unterdrücken, um den Antheil nicht zu verrathen, den er an der Geschmähten nahm. Er reichte dem Schulmeister die Hand und sagte: „Also auf Wiedersehen; Gott befohlen für heute." Er sah sich nach der Schulmeisterin um, von ihr Abschied zu nehmen. Sie stand hinter dem Ofen am Butterfaß und butterte, denn die Schulstube war zugleich Wohn- und Wirthschaftsstube. Die Anwesenheit der Schulknaben hatte sie nicht gehindert, sich's ganz bequem zu machen, so bequem, daß ihre Reize bis an den Schürzenbund so gut wie keine Hülle hatten. Mit schwer verhehltem Widerwillen verabschiedete sich Theophilus von ihr.

Von der Schule aus machte er sich gleich nach Dore's Waldhütte auf den Weg. Dieser führte vom Dorfweg ab, und hatte zur Seite hohe Ränder,

welche einen trockenen Fußpfad boten. Er konnte von hier aus die ganze Dorfflur übersehen. Außer den Gebäuden, welche der Kirche zunächst standen und die der Mühle, Schänke und Papiermühle gehörten, sowie den Gebäuden des Hammerwerks und des Ritterguts, bestand der ganze Ort aus weit umher gezettelten Blockhäusern. Der bräunlich-grünliche Moorboden, der nur hin und wieder eine schwarzbraune gepflügte Stelle und einzelne noch nicht abgeerntete weißlichgrüne Hafergewände wies, bot ein trostloses Bild der Unfruchtbarkeit und Eintönigkeit dar. Der Akzisinspektor hatte so Unrecht nicht, da er das lange Wohnen hier ein Heldenstück nannte. Und doch konnte der junge Geistliche, der in den herrlichen Gauen des Rheins, in den Oliven- und Rebengeländen der Provence und Languedoc's allen Zauber einer üppigen Natur kennengelernt, er konnte sich auch hier ein Menschenparadies denken, *durch Erkenntniß und Liebe.* Abgesehen davon, daß sich das Klima durch Entsumpfung des Moorbodens und Durchschneußung der Wälder, der Boden selbst durch Austorfung und Mengung bedeutend verbessern ließ, wurzelte ihm der Mensch doch nur zum kleineren Theile in der Erde, sein größerer Theil war ihm unabhängig von irdischen Bedingungen, und

war der Mensch nur nach dieser Seite hin recht entwickelt, der Schwerpunkt seines ganzen Wesens dahin geleitet, so konnte seinem Glauben nach es ihm nirgends an Glückseligkeit gebrechen. „Ich habe," sprach er bei sich, „unter den Oelbäumen von Avignon und Toulouse bei mönchischer Verfinsterung und dem Druck üppiger Seigneurs oder gieriger Generalpächter Elend ohne Maß gefunden, während in den Hochthälern der Schweiz zwischen starrenden Eisfeldern mich Wohnungen himmlischer Glückseligkeit aufnahmen."

Langsam setzte er seinen Weg fort. Als er den Wald erreicht hatte und von seinem Ziele nur noch eine kleine Strecke entfernt war, hörte er Dore im Wortwechsel mit einer Mannsperson. Die Stimmen kamen aus dem dichten Fichtengebüsch hinter der Hütte. Die Worte waren deutlich hörbar.

„Ich sag's Euch zum letztenmal: es kann nicht sein, Kaiser!" sagte Dore, „unsere Wege können auf Erden nicht zusammen gehen: sorget dafür, daß sie es im Himmel können!"

„Närrin mit Deinem Himmel!" fiel der Mann ein, „und gesetzt, das Pfaffengeschwätz wäre wahr, so weiß ich nicht, was Du viel vor mir voraus hast als Ketzerin und" — —

„Sprecht es nur aus, das Wort Sünderin, oder

ein noch schlechteres, wenn Ihr wollt, ich muß es leiden. Kaiser — es gab eine Zeit, da dacht' ich nicht, daß wir einmal so auseinander gehen würden — Ihr waret so gut gegen mich, gegen uns alle — warum seid Ihr so wild geworden?"

„Da frag' die Henker! — Dore — was geht Dich meine Wildheit an? Gegen Dich und die Deinen war ich's nie und werde es nie sein. Komm, folge mir! In Schmiedeberg hab' ich ein ganz anderes Haus als Deine elende Kaloppe hier ist!"

„Nein, Kaiser — wir müssen scheiden für immer!"

„Dore, noch einmal frage ich im Guten, ob Du mein sein willst. Du weißt wohl, daß ich einen Ochsen trage, wenn's sein muß; wenn Du mir nicht folgst, so trage ich Dich wie ein Schmalthier fort!"

„Du wirst es bleiben lassen," sagte sie.

Theophilus hatte sich so nahe geschlichen, daß er, hinter einer mächtigen Fichte versteckt, beide sehen konnte. Der Name Kaiser war ihm gleich aufgefallen und jetzt fand er seine Ahnung bestätigt. Der wilde Mensch war kein anderer, als der von ihm in Dresden beobachtete Johann Kaiser, genannt Bastel, oder der Schmiedeberger Karl. Er stand ein paar Schritte von dem Mädchen entfernt auf einem run-



den freien Platz, einer ehemaligen Meilerstätte. Dore sah in ihrer leichten Haustracht ungleich vortheilhafter aus als in ihrem Marktkleide. Diese Tracht bestand in nichts weiter, als einem kurzen Flanellrock ohne Leibchen, und dem Hemde, das zwar ziemlich grob, aber sehr weiß und rein war. Den vollen Busen bedeckte ein gelbwollenes Tüchlein nur zum kleinsten Theile. Sie trug weder Strümpfe noch Schuhe und zeigte einen ebenso niedlichen Fuß als tadellosen Knöchel. Sie war blaß, doch sprühte ihr dunkles Auge Muth und Entschlossenheit, ihre Brust ging wie im Fieber. Die Augen des Räubers schienen die junonische Gestalt verschlingen zu wollen.

„Ich werde es bleiben lassen?“ sagte er nach einer Pause. „Nein, Schätzchen, ich werde Dir zeigen, daß ich nicht spaße.“ Er machte einen Satz auf sie zu, um sie zu umschlingen. Theophilus stand auf dem Sprunge, ihr beizustehen. Doch Dore's Entschlossenheit machte seinen Beistand überflüssig. Sie war schnell zurückgewichen und hatte aus ihrem Busen die Phiole hervorgerissen, die Theophilus gestern dem Raitzgutbauer entrissen und ihr zurückgegeben hatte. Sie sprang mit den Worten: „Komm mir nicht zu Leib, oder zwei Tropfen aus diesem Fläschchen brennen Dir das Gesicht zu Kohle!“

Der Bastel fuhr entsetzt zurück.

„Denkst Du, Narr, ich habe meine alte Schutzwaffe abgelegt?" fuhr sie fort. „Du weißt, was da drinnen ist, und kennst mich — wer mich anrührt, ist unglücklich!"

Sie blieb fast unbeweglich in ihrer drohenden Stellung, den einen Arm hoch aufgehoben, den andern mit geballter Faust niederwärts gekrümmt, die Brust hohe Wellen schlagend, der Mund halb geöffnet und zwei Reihen herrlicher Zähne zeigend, die Nasenflügel mit dem Busen um die Wette arbeitend, das Auge flammend — Theophilus, der Schüler Winkelmann's und Freund Lessing's, glaubte ein olympisches Gebild vor sich zu sehen und starrte es voll Bewunderung an. Aber er war unversehens hinter seinem Baum hervorgetreten und wurde auf einmal von dem Räuber erblickt. Da fand es dieser gerathen, sich aus dem Staube zu machen, und war wie ein Luchs in den Büschen verschwunden.

Langsam trat Theophilus auf das befreite Mädchen zu. Wie sie ihn gewahr wurde, fuhr sie zusammen und kreuzte tief erröthend die Hände über die Brust. „O Gott! — Herr Magister!" stammelte sie.

Er blieb in geringer Entfernung stehen und



sagte, ihre Scham ehrend: „Geh' Sie nur in Ihr Haus, gute Dore, ich werde Ihr in einem Weilchen folgen; oder will Sie lieber wieder herauskommen, wenn Sie sich gegen die scharfe Morgenluft besser verwahrt hat, so soll mir's lieber sein."

„Ja, wenn Er nur einwenig warten will, komm' ich wieder heraus," sagte sie, sprang in die Hütte und war nach wenig Minuten völlig bekleidet wieder vor ihm.

Die Tracht des sächsischen Landvolkes war zu keiner Zeit sehr malerisch, in jenen Tagen am allerwenigsten, im Erzgebirge aber war sie gar abscheulich. Der gute Geschmack ist kein Erzeugniß des Naturzustandes, und schöne malerische Trachten findet man nur bei Völkern von hoher Bildung, oder bei solchen, die in Rohheit zurückversunken, traditionelle Trachten aus besseren Zeiten besitzen. Auch Dore's nunmehrige Bekleidung war mehr geeignet, die Vortheile ihrer Gestalt zu verdecken, als zu kleiden, doch ganz entstellen konnte sie sie nicht.

Der junge Geistliche gehörte keinesweges zu jener asketischen Klasse seines Standes, die auf den Südseeinseln den Kultus der Häßlichkeit als ein Attribut der christlichen Religion eingeführt hat, er war gar nicht erbaut von der vorgegangenen Ver-

änderung in Dore's Aeußerem, und hätte er ein ganz junges harmloses Wesen vor sich gehabt, so würde er keinen Anstand genommen haben, ihr einen Wink zu geben, wie ihm eine Kleidung weit zweckmäßiger erschien, die sich der vorigen in der Art, wie sie die Nacktheit verhüllte, näherte, als diese steife Umpanzerung der Brust und die Umpfeilerung der Hüften mit wulstigem Faltenwerk. Aber dieses Weib stand ihm einerseits zu hoch und andererseits wieder zu tief, als daß er eine Unterhaltung mit ihr, mit einer Bemerkung über ihre Toilette hätte beginnen mögen.

„Komme Sie ein Stücklein mit mir," sagte er, „ich habe verschiedenes mit Ihr zu besprechen. Zuerst muß ich Ihr danken, daß Sie mir wieder zu meinem Pferd verholfen; wie Ihr das möglich gewesen, ist mir ein Räthsel, aber ich will nicht nach der Lösung forschen, sondern froh sein, daß ich mein gutes Thier wieder habe. Sodann hätte ich eine Bitte an Sie, aber seit ich Zeuge der Gefahr gewesen, in der Sie schwebt, trag' ich Bedenken, sie auszusprechen."

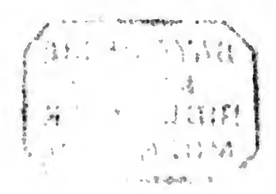
„Ach, ehrwürdiger Herr, wenn ich Ihm doch dienen könnte!" sagte sie. „Hat Er vielleicht etwas verloren oder vergessen, das ich suchen oder holen soll, oder was kann ich sonst für Ihn thun? sag' Er's mir!"

„Liebe Dore," begann er wieder; „Sie hat vorhin einen guten Kampf gekämpft, einen Kampf, wie ihn der Christ mit jeder Sünde kämpfen soll, in welcher Gestalt sie auch vor ihn trete. Aber so sehr ich mich über Ihren Sieg freue, so ist mir auch bange um Sie vor der Rache jenes unseligen Mannes geworden."

Dore seufzte und wurde wieder sehr bleich—„Liebe Dore," fuhr Theophilus fort, „Sie wollte mir gestern Abends etwas vertrauen, was Ihr das Herz belastete, hing dieß vielleicht mit dem vorigen Auftritte zusammen?"

Dore sah sich scheu um und sagte: „Ach, Herr Magister, wenn Er mich hören wollte — mir ist, als würde mir da eine große Erleichterung kommen, ach ich bin recht — recht elend"—

Er ließ sie eine Weile ruhig weinen und nahm dann ihre Hand. „Fasse nur ein Herz zu mir, Du Arme," sagte er, „denke: Dein Heiland schicke mich zu Dir, riefe Dir durch meinen Mund zu: ‚Komm' her zu mir, die Du mühselig und beladen bist, ich will Dich erquicken.' Sag', ist Dir dieser Ruf nicht aus Deiner Kindheit herüber manchmal ermunternd ans Herz geklungen, hast Du ihn nicht manchmal



aus dem Munde des Beichtvaters gehört und diesem dann gesagt, was Dich drückt?"

„Ich hatte es wohl manchmal im Sinn," sagte sie, „aber ich konnte kein rechtes Herz zu ihm fassen, weil — weil — nun das wird Er aus meiner Geschichte hören. — Soll ich sie ihm erzählen?"

Er bat sie darum und Dore begann.

Sechstes Kapitel.

Dore's Jugendgeschichte.

„Wir haben nicht immer in dieser Waldhütte gewohnt. Wie ich geboren ward, war mein Vater Schulmeister im Dorf, wir wohnten in der Schule und hatten unsere zwei Kühe im Stall wie der jetzige Schulmeister. Aber mein Vater hatte es nicht so gut wie der; dem hat seine Frau, eine rückerswalder Bauerstochter, hundert Thaler und die Kästen voll Leinwand mit in die Wirthschaft gebracht, und sie haben nur ein Kind, das schon wieder gut verheiratet ist. Meine Eltern hatten aber leider nichts mit hergebracht, und es kam ein Kind über das andere und war alle vier, fünf Jahre eine theuere Zeit, daß

viele Menschen Hungers starben. Die Leute schickten ihre Kinder nicht in die Schule und statt hundert und achtzig Thaler, die mein Vater hätte einnehmen sollen, bracht' er's kaum auf achtzig. Da mußte er, um die starke Familie zu ernähren, auf Nebenverdienst denken, und er fand nicht gleich etwas Besseres, als den Wildprethandel. Er kaufte von den Wildschützen das Wildpret und schaffte es in die großen Gasthöfe nach Marienberg und Annaberg — freilich ganz im geheimen.

„So ging es schon recht leidlich, bis ich zehn Jahre alt wurde. Da war meine älteste Schwester achtzehn, die hatte sich mit einem Burschen eingelassen, dem dieses Waldhäusel gehörte, und der einer der ersten Wildschützen war. Mein Vater wollte die Heirat nicht zugeben, aber die Schwester ließ nicht von dem Menschen und endlich mußte der Vater um der Schande willen so schnell als möglich Hochzeit ausrichten. Kurz vorher war der gute alte Pastor gestorben und der neue, der noch jetzt da ist, war gar eifrig auf die Ehre des geistlichen Standes, er hielt die Würde des Schulmeisters für beschimpft durch diese Verbindung mit einem Wildschützen — es kam zu Zwistigkeiten und am Ende kam mein Vater in Untersuchung wegen Gemeinschaft mit den

Wilddieben. Er ward seines Dienstes entsetzt und kam auf sechs Wochen ins Zuchthaus. Meine Mutter ging gerade wieder schwer, sie hatte vor Schrecken eine unzeitige Geburt und starb daran. An demselben Tage, wo mein Vater ins Zuchthaus abgeführt wurde, trugen sie meine Mutter zu Grabe. Wir fünf kleinen Waisen wurden von unserem Schwager aufgenommen. Aber eins nach dem andern siechte dahin, nur ich blieb leben, um viel Jammer und Herzeleid auf dieser Welt zu erfahren. Wie mein Vater vom Zuchthaus heimkehrte, nahm er die Flinte. Es blieb ihm sonst nichts übrig. Aber mein Schwager, mit dem er ging, trieb das Handwerk sehr geschickt, ging keinem sächsischen Förster ins Gehege, sondern hielt sich auf böhmischem Jagdgrund. So blieb er hier unangefochten und mein Vater mit ihm.

„Aber was ward aus mir bei diesem wüsten Leben? Ich wuchs halb wild auf, das Wenige, was ich in der Schule gelernt hatte, verschwitzte ich. Meine Schwester brauchte mich zum Kinderwarten und Haushalt. Da sie das Wildpret verschleißen mußte, so war sie wenig daheim, und ich schaltete allein im Hause, und wenn sie in Wochen lag, mußte ich wohl auch für sie Wildpret austragen. Als ich aber heranwuchs, mochte mir das wilde Leben doch nicht be-

hagen; ja oft fühlte ich mich entsetzlich unglücklich; mir war, als hätte ich Kraft in mir, mich zu einem ganz anderen Leben zu erheben. Und wie ich nun siebenzehn Jahr alt, groß und stark war und rohe wilde Männer anfingen, mir nachzugehen, damit ich auch ein so elendes Weib würde wie meine Schwester — und als ich vor ihrem Ungestüm kaum mehr Schutz fand, da entlief ich, Herr! — ich konnte mir nicht helfen, ich setzte das vierte Gebot aus den Augen, verließ meinen Vater und ging nach Marienberg, wo ich bei einem reichen Bergherrn einen Dienst als Hausmagd fand.

„Da lebte ich nun ganz neu auf. Die Frau war zwar einwenig wunderlich und der Herr sehr barsch, es gab selten ein freundlich Wort — aber ich hatte doch meine Ordnung, sah um mich gesittete und gebildete Menschen, und konnte mich selbst bilden. Ach daran fehlte es mir noch sehr, ich konnte keinen Buchstaben schreiben, ja selbst mit dem Lesen haperte es. Je mehr ich von Andern sah, wie viel sie kannten, desto weher that mir meine Unwissenheit, und ich sehnte mich etwas zu lernen. Aber wer hätte mich unterweisen sollen? Meine Herrschaft verlangte nur, daß ich tüchtig arbeitete, reinlich und

ehrlich war, sich mit mir abzugeben, war sie viel zu vornehm.

„Da zog ein Schüler ins Haus, ein stiller bescheidener Mensch und nicht zu jung mehr, er konnte wohl ein Mann heißen. Der war blutarmer Leute Kind, aus einem schlechten Dorfe nicht gar weit von hier. Er wollte Geistlicher werden und hatte sich mit großer Noth und Mühe durchgeschleppt, bis ihn der Schulrektor durch seine Fürsprache in das Haus meiner Herrschaft gebracht, wo er nun freie Wohnung und Abendbrot mit dem Sonntagstische hatte, die anderen Mittage aß er bei anderen Gönnern. Da er von der ersten Stunde an freundlich gegen mich war, der einzige Mensch im Hause, der mich nicht kalt und stolz behandelte, so faßte ich bald ein Herz zu ihm und bat ihn um ein Buch. Er gab mir ein Historienbuch, und darin las ich nun Abends nach meiner Arbeit und Sonntags mit großem Eifer. Manchmal, wenn ich bei ihm aufräumte, fragte er mich, was ich gelesen, und unterhielt sich mit mir und klärte mich auf, wenn ich etwas nicht recht verstanden. Darüber wurden wir bald gar gute Bekannte. Es traf sich oft, daß die Herrschaft Abends ausgebeten war; dann kam Mosje Fritz, so hieß der Schüler, in mein Küchenstübel und las mit mir, — ach das



waren himmlische Stunden! Je länger ich diesen Umgang genoß, desto mehr vergaß ich meine wilde Jugend — aber ich vergaß auch mich und den Abstand, der mich von Fritz trennte — ich verliebte mich in ihn und wußte bald, daß er mit ganzer Seele an mir hing.

„Ein Jahr verging mir so in heimlicher, aber unschuldiger Liebschaft. Da wollte es das Schicksal, daß meine Herrschaft acht Tage nach Freiberg reiste zu einem großen Bergfest. Ich blieb mit Fritz und dem Schreiber allein im Hause, aber der Schreiber suchte seine Unterhaltung auch wo anders. In diesen Tagen zerstörten wir selbst unser stilles Glück — wir vergaßen uns zu weit — und — — warum muß die höchste Seligkeit so nahe ans Verderben grenzen! Als ich nach einigen Monaten fühlte, wie es mit mir stand, und in unendlicher Angst mich Fritz entdeckte, wurde er ganz verstört und statt mich zu trösten, wollte er verzweifelnd ins Wasser springen. Da wuchs mir der Muth. — ‚Was verzweifelst Du?‘ sagte ich — ‚sind wir nicht noch beide jung und rüstig? hast Du nicht soviel gelernt, um mit der Feder überall dein Brot zu finden, und kann ich nicht arbeiten für zwei?‘ Aber er wehklagte, daß er die Schande nicht überleben könnte, und daß nun sein ganzer Lebens-

plan zerstört sei, lieber möchte er gar nicht leben, als dem Studium entsagen. ‚Nun,‘ sagte ich, ‚wenn Du das nicht willst, so studire nur fort, ich will mich schon durchschlagen, bis Du fertig bist.‘ — ‚Ach,‘ rief er, ‚Du weißt nicht, daß ein Schüler, der sich so vergangen, ausgestoßen wird, und daß von dem alle guten Gönner ihre Hand abziehen. Mit meinem Studium ist es aus!‘ Bis jetzt hatte ich in Fritz den höchsten und herrlichsten Menschen verehrt, den es unter der Sonne gäbe, aber wie ich ihn so verzagt und nur um sich besorgt sah, da ward er mir so klein und gewöhnlich, daß er mich dauerte. Ich sagte ihm kurz: ‚Sei unbekümmert! ich will die Schande allein tragen, kein Mensch soll erfahren, wem mein Kind sein Leben verdankt, das schwöre ich hiermit bei meiner ewigen Seligkeit!‘ Da fiel er mir vor Freude weinend um den Hals, aber ich machte mich los und ging in meine Kammer. Gott weiß, was ich in jener Nacht gelitten. Den andern Tag kündigte ich meinen Dienst. Aber die Herrschaft ließ mich nicht eher ziehen, bis meine Schande sichtbar ward. Da stieß sie mich mit Schimpf aus dem Hause — ja weil ich den Vater meines Kindes nicht angab, ward ich als lüderliche Dirne dem Büttel übergeben, der mich dem kühnheider Gericht über-



lieferte. Was ich da ausgestanden habe, weil ich durchaus den Urheber meiner Schande angeben sollte und nicht wollte, das will ich Ew. Ehrwürden nicht schildern. Das härteste war mir die Kirchenbuße, der mich der Herr Pastor ohne Gnade unterwarf. Deßhalb konnte ich auch kein Herz mehr zu ihm fassen und bin seitdem nicht wieder zur Kirche gegangen.

„Doch mein größtes Unglück sollte noch kommen. Wie ich von der Welt ausgestoßen in der Hütte meines Schwagers das einzige Unterkommen gefunden und der Frucht meiner Schwachheit das Leben gegeben hatte, wurde mein Schwager von einem böhmischen Förster auf rothenhäuser Herrschaft erschossen, meine Schwester tödtete der Schreck, und mein Vater ward blind. Da lag ich nun in meinem elenden Wochenbette, von solchem Jammer umringt und so hilflos und verlassen, wie vielleicht noch nie ein Weib. Nach mir streckte der blinde Vater seine Hand aus, erinnerten fünf Kinder um Nahrung, und die Schwester wollte begraben sein.

„Da kam ein Mann in unser Haus, ein Kamerad meines Schwagers, der nahm sich unser an. Er brachte Brot, er brachte Erquickungen für mich, er sorgte für das Begräbniß, er reinigte die Kinder, er kochte, er wusch, kurz, er sorgte wie ein Vater

und eine Mutter zugleich. Dieser Mann war der Bastel, den Er vorhin gesehen. So ordentlich verpflegt, kam ich bald wieder auf und wurde rüstig genug, um die Sorge für die Meinen allein zu übernehmen. Der Bastel wollte auch ferner für mich sorgen. Doch wie ich erst wieder gesund war, fühlte ich bei aller Dankbarkeit eine tiefe Scheu vor ihm, und ich suchte ihn so fern als möglich zu halten. Er trug mir seine Hand an, ich schlug sie höflich aus, er ließ sich geduldig abweisen, kam aber nach wie vor zu mir ins Haus.

„Bald fanden sich auch die alten Freiersbursche wieder ein, die nun alle dachten, ich wäre wohlfeiler geworden. Darunter waren vier Brüder aus Rübenau — Er hat sie gestern Abend gesehen — die begehrten mich alle zur Frau, aber ich verabscheute sie. Und doch konnte ich sie nicht loswerden. Ja ein böser Zufall gab mich ihnen fast in die Hand. Eines Tages, wie ich mit meinem Kinde vor der Thür sitze, und mich in der schönen Sommerluft sonne, stürzt plötzlich mein Fritz auf mich zu. Ich hatte ihn zu sehr geliebt, als daß ich mich nicht darüber gefreut haben sollte. Er umschlang mich, weinte an meinem Halse, liebkoste mich und sein Kind, nahm es auf seinen Arm und sagte endlich: ‚Dore, es kann



nicht sein, daß wir von einander lassen; seit Du von mir fort bist, weiß ich erst, was ich an Dir verloren, ich habe mir's überlegt: ich will Schulmeister werden Dir zu Lieb', es wird sich bald ein Stellchen finden und dann hol' ich Dich heim.' Ehrwürdiger Herr! ich will's Ihm gestehen, all mein Jammer war vergessen und das Herz hüpfte mir im Leibe, und in diesem Augenblicke that ich einen hellen Blick in die Seligkeit eines treuen, vom Himmel gesegneten Ehebundes. Da war es, als führe ein Blitz aus heiterem Himmel herab und zerschmetterte das Luftschloß, das sich vor mir aufgebaut — ein Blick in die Fichten zeigte mir die vier schrecklichen Brüder, die ihre Augen starr auf uns gerichtet hatten. Ich schob den Fritz schnell ins Haus und bat ihn, sich zu verbergen; dann ging ich auf die Brüder zu. ,Was lauert Ihr da herum?' sagt' ich; ,schämt Euch, ewig um ein Weibsbild herumzulungern, das nichts von Euch wissen mag!' — ,Ei', sagte einer der Männer, ,wir wollten nur wissen, wer das Meisterstück gemacht hat, das Du da trägst, und nun wissen wir's doch. Nun kannst Du's halten, wie Du willst, entweder gehst Du sauber mit uns um, oder wir machen's kund, daß er sich verplempert hat. Dann hat's mit dem Geistlichwerden ein Ende, und seine arme alte

Mutter, die ihr letztes Bett verkauft hat, um den Sohn einmal auf der Kanzel zu sehen, mag ihn im Grubenkittel einsegnen statt im Priesterrock!‘ Herr! das fuhr mir wie ein zweischneidiges Schwert durchs Herz. Von Fritzens Mutter hatte ich nichts gewußt — die Hoffnung und die Opfer einer Mutter durft' ich nicht zu Schanden machen, ich, die ich nun auch Mutter war. Ich sagte zu den Brüdern: ‚Da Ihr's einmal ausspionirt habt, will ich's nicht leugnen, aber Ihr werdet nicht so elend sein und der Obrigkeit, mit der Ihr so gut nicht in Freundschaft lebt wie ich, verrathen, was sie mir nicht durch Martern abgezwungen. Es wäre auch Euch zu nichts nütze. Muß der Fritz sein Studium aufgeben und Bergmann werden, so heiraten wir uns und Ihr habt das Zusehen, bleibt er aber bei seinem Studium — nun — so sehen wir uns heute zum letztenmale, ich bleibe freiledig, und wer weiß, wie meine Gesinnung in Jahr und Tag ist. Mit der Zeit pflückt man Rosen.‘ Das war wohl eine falsche Rede von mir, aber ich wußte mir nicht anders zu helfen. ‚Ist das Dein Ernst?‘ sagte der älteste der Brüder. Ich schwor. ‚Also dürfen wir Dich ordentlich besuchen?‘ — ‚Das kann ich Euch nicht wehren, wenn es in Ehren geschieht,‘ sagte ich, ‚aber jetzt müßt Ihr



fortgehen, ich muß von dem Vater meines Kindes Abschied nehmen.‘ So bracht' ich sie denn fort und ich rief meinen Fritz wieder ins Freie. Da erklärte ich ihm, daß ich mir's überlegt, er dürfe seiner Mutter den Kummer nicht machen, von seinem Studium abzugehen; ich paßte auch nicht für ihn und nur zu bald würde ihm die Reue kommen, mir sein Lebensglück geopfert zu haben. Er machte Einwände, aber ich blieb fest und endlich schieden wir auf Nimmerwiedersehen. Nur das Versprechen nahm ich ihm ab, daß er, wenn er einst glücklich sei, sein Kind bedenken wolle. Dabei ist es denn geblieben. Drei Jahre ist er in Leipzig auf der hohen Schule und er muß wohl nun schon bald ausstudirt haben. Möge er es recht weit bringen.

„Aus mir wird nun wohl weiter nichts. Wenn ich nur meine Kinder gut durchbringe und zu was Ordentlichem erziehe! Darum ist mir freilich bange. Die Verführung ist so groß hier — ich kann sie nichts lernen lassen, und was sie um sich hier sehen, ist so schlimm. Es mag in Städten unter den feinen Leuten auch Sünden genug geben, aber es ist da doch noch einige Scheu und Scham, man gibt sich nicht so bloß vor aller Augen, die Jugend ist da eher geschützt. Hier an der Grenze treibt man alle Sünden



frei, kein Mädchen hält auf seine Ehre, es ist ein rohes, wildes, wüstes Leben in den meisten Häusern, auch wo sie mich verachten, weil ich zu meinem Kinde keinen Vater habe, wie sie sagen. Aber wie kann es anders sein; wo man nichts hinsäet, wächst nichts als Unkraut; der Baum, den man nicht pfropft, trägt kein edles Obst. Doch ich muß Ihm meine elende Geschichte weiter erzählen. Sie wird erst recht elend, obwohl ich es bis gestern kaum fühlte.

„Jetzt kamen die Brüder von Rübenau und der Bastel fast Tag für Tag als Freiersleute und suchten sich den Rang abzulaufen; ich hätte schon darum keinen von ihnen nehmen mögen, weil es bestimmt Mord und Todschlag gegeben, hätte ich einen vorgezogen. Ihre gegenseitige Eifersucht ward meine Schutzwehr — und ich kann's nicht läugnen — sie gab mir auch Unterhaltung. — Plötzlich aber blieb der Bastel aus, und bald hieß es, er sei als Mörder eingefangen worden. Er kann denken, wie mir da wurde: ich bekam vor Schreck ein Fieber und da wäre ich entweder elend umgekommen, oder ganz in die Gewalt der vier Brüder gefallen, hätte mir der liebe Gott nicht einen aufrichtigen Freund geschickt — freilich auch einen sündigen Mann, aber doch ein Gemüth. Ein Gevatter meiner Schwester, der



vor kurzem Witwer geworden war, hatte von meiner Noth gehört und kam von Rübenau herüber, wartete und pflegte mich und schützte mich vor der Zudringlichkeit der vier Brüder. Ich genas, ich entdeckte dem Freunde meine Abneigung gegen seine Landsleute und bat ihn, mich ferner zu beschützen. Er bot mir seine Hand. Meine trostlose Lage, das Schicksal meiner Kinder vor Augen, hätte ich sie fast angenommen. Aber eine innere Stimme hielt mich zurück. Ich bat um Bedenkzeit. Inzwischen erfuhr ich, daß er mit dem Bastel und den vier Brüdern früher unter einer Decke gespielt und sich nicht ganz frei von Dingen gehalten hätte, vor denen mir graute. So hielt ich ihn in Ausflüchten hin, um einen Anhalt gegen die vier Brüder zu haben; er hatte mir Geld zum Butterhandel vorgeschossen, das zahlte ich zurück — und so habe ich meine Freiheit mühsam behauptet bis jetzt. Heute Morgen kam nun auf einmal der Bastel — ich kannte ihn kaum mehr, so sehr war er verändert, verwildert, — früher war er nie unartig gegen mich, jetzt wollt' er mich zwingen, seine Frau zu werden — nun Er weiß, wie ich mit ihm fertig geworden. Freilich wahr ist es, Ruhe habe ich darum noch nicht, aber ich fürchte mich auch nicht — was wünscht Ew. Ehrwürden von mir?"

Theophilus blieb stehen. Er war aufs Tiefste ergriffen und zerdrückte eine Thräne mit der Wimper. „Armes Weib!" sagte er, „Du hast eine harte Schule durchgemacht. Du hast gefehlt, aber der Reine soll noch geboren werden, der es wagen dürfte, Dich zu richten. Komm' nur bald zur Kirche und zum Tisch des Herrn, damit Du dich wieder als ein lebendiges Glied der Gemeinde der Erlösten fühlest und neue Kraft zum Kampfe gewinnst, den Du den Umständen nach bisher so wacker bestanden."

„Ach, Ew. Ehrwürden!" rief Dore gerührt; „Er verwirft mich also nicht? Er nimmt mich zu Gnaden an? Ach, wie sehne ich mich nach der heiligen Segensspeise!"

„Solche sehnende Herzen sind Ihm die liebsten" — sagte Theophilus. „Komm' nur getrost zu Ihm, Er wird Dir Seine volle Gnade schenken. Und ich als Sein Diener will Dir in Deiner Bedrängniß beistehen mit Rath und That. Sowie es ist, darf es nicht bleiben; die Gefahr, die Deiner so mühsam behaupteten Menschenwürde droht, darf nicht fortbestehen, Du mußt von Deinen Drängern frei werden. Bei Deiner Entschlossenheit wundert es mich, daß Du nicht ein sehr einfaches Mittel gebraucht hast, Dich ihrer zu erwehren. Du wußtest, daß sie Verbrecher

waren, damit konntest Du Dich wenigstens der vier Brüder entledigen, Dein Geheimniß wog das ihre auf" —

„Ja," fiel Dore ein, „das ist wahr — aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, diesen Vortheil zu gebrauchen, nicht aus Furcht, sondern aus einer ganz anderen Ursache — ich mag und darf nie daran denken, die vier Brüder zu verrathen, weil ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten könnte, sie tiefer in Sünde und Abscheulichkeit zu stoßen, als sie schon d'rin stecken. Mir schwebt das Geschick meines Vaters vor — aus dem hat die Strafe erst den völligen Wilddieb gemacht, und jetzt seh' ich's an dem Bastel, welche Früchte die menschliche Gerechtigkeit zuwege bringt. Herr Magister, sorg' Er sich um mich nicht zu sehr — seit gestern fühl' ich mich wundersam gestärkt — Seine Reden haben mich ermuthiget — gedemüthiget zwar auch, aber noch mehr ermuthiget, — ich fühle mich stark, den Kampf für meine Person weiter zu kämpfen, wenn ich mir sagen darf: es gibt einen frommen und gerechten Mann, der besser ist als alle, die dich verachten, und der dich nicht verwirft. Aber meine Kinder — die armen Kinder — wenn ich nur die besser versorgt wüßte! Ich kann sterben, und was sollte dann

aus ihnen werden? Ach, Herr Magister! Er kann mir's glauben, der Gedanke hat mich schon manchmal fast verwirrt gemacht, und da ist es mir gewesen, als wäre es besser, ich würfe die armen Würmer in den Hammerteich und spränge hinterdrein, als daß ich sie zu solchem Elend heranwachsen ließe, wie es nicht nur mich und meine Schwester betroffen, wie es das Loos der meisten armen Leute hier ist: Schmutz, Plage und Sünde. Ich hab' einen Blick in das Leben gethan, was es sein kann, wenn die Seele erleuchtet und das Herz gezogen ist. Glaub' Er mir, Herr Magister; mein ganzes Unglück ist meine Unwissenheit!"

„Gute Dore," versetzte er; „das schmerzliche Gefühl der Unwissenheit ist der erste Schritt zur Erkenntniß. Und daß Sie erkannt hat, daß Unwissenheit die erste Quelle des Elendes unter den Menschen ist, beweist Ihren klaren Verstand, und der wird Ihr auch sagen, daß zum Lernen keine Zeit zu spät ist. Ich hoffe, wir wollen noch miteinander lernen und Ihre Kinder sollen nicht verloren gehen. Ich kenne eine hohe Frau, die mit Freuden die Hand bieten wird, Ihr und auch andern Unglücklichen hier zu helfen. Es ist unsere Gutsherrin, die Frau Gräfin S. Sie hatte bis jetzt keine Ahnung von den Zu-

ständen, da sie nie in die Gegend gekommen und die Beamten ihr nichts hierüber berichtet. Aber ich will sie unterrichten und zur Hilfe auffordern. Sie wird ihre Pflicht thun. Hier hab' ich schon einen Nothschrei an sie abgefaßt — ich hatte Sie, liebe Dore, zur Botin dafür ausersehen; da ich aber fürchte, der Bastel könne Sie verfolgen, so"—

„Ich trage den Brief," erklärte Dore; „den Bastel fürcht' ich nicht, — vor Nacht bin ich längst wieder heim."

Sie bestand darauf, daß er ihr den Brief überließ. Dann kehrte er mit ihr nach ihrer Behausung zurück, wo er sich mit ihrem Vater, dem einstigen Schulmeister und Wildschützen, unterhielt, während Dore ihr Haus beschickte, um ihren Weg anzutreten.

Siebentes Kapitel.

Zwei Briefe.

I. Die Gräfin Aurora von S. an den Pfarramts-Verweser M. Theophilus Starke.

Ihr Bericht, mein lieber Magister, ist mir wie feurige Kohlen auf die Seele gefallen. Mein Gott!



ich lebe hier von dem Ertrage meiner Güter in Glanz und Fülle, und auf einem dieser Güter verschmachtet der Hirte der Gemeinde im Elend. Wie groß mag das Elend in dieser Gemeinde überhaupt sein! Und davon weiß man nichts, man bezieht seine Revenüen von dort und verschönert sich damit das Leben und denkt nicht, welche Seufzer und Thränen daran haften. Ich weiß, daß ich nicht zu den Gedankenlosen und Selbstsüchtigen meines Standes gehöre, und doch fühle ich mich nach Ihrer Mittheilung schwerer Sünde schuldig. Ich hätte längst einmal jene Gegend bereisen und die Lage meiner dortigen Unterthanen, die mir zinsen und frohnen, mit eigenen Augen anschauen sollen, statt mich auf die Berichte meiner Gerichts- und Wirthschaftsbeamten zu verlassen und in den Reizen ferner Länder zu schwelgen. Ihr Hilferuf hat mich aufgerüttelt aus meiner Sorglosigkeit, und ich will nachzuholen suchen, was ich versäumte. In vier Wochen werde ich nach Kühnheide kommen, ich ersuche Sie, meinen Pachter dort zu veranlassen, daß er das Nöthigste zu meinem Empfange in Stand setze.

Vorläufig sende ich Ihnen etwas zur Linderung der Noth im Pfarrhause. Verfahren Sie damit nach Gutdünken und verfügen Sie zur Nothhilfe in an-



deren Familien über jede beliebige Summe aus meiner Schatulle.

Vom höchsten Interesse ist mir Ihr Bericht über Ihre Wegführerin gewesen, das scheint allerdings kein gewöhnlicher Charakter zu sein. Ich muß meinen hochsinnigen Freund aber doch warnen, daß er sich von seinem guten Herzen und seiner dichterischen Phantasie nicht einen Streich spielen läßt. Ich habe leider traurige Erfahrungen mit solchen Geschöpfen gemacht. Oft schon habe ich geglaubt, einer Magdalene die Hand gereicht und diese dem Pfad des Lasters entrissen zu haben — und immer fand ich mich betrogen. Möglich, daß Ihnen ein solches Werk in Ihren Wäldern besser gelingt, als mir auf dem allzuschlüpfrigen Boden einer Residenz — und noch dazu dieser Residenz mit dem üppigsten aller deutschen Höfe, wo gewisse Laster seit einem Jahrhundert durch das Beispiel von oben fast sanktionirt sind. Ich bin sehr gespannt auf die weitere Entwickelung der Geschicke Ihres Schützlings und hoffe schon bei meiner Ankunft dort recht viel davon zu erfahren.

Ich konnte die Nacht nach Empfang Ihres Briefes nicht schlafen. Gleich am Morgen ließ ich Oesterreich rufen, um mit ihm vorläufig zu berathen, was

sich thun ließe, daß meine dortige Anwesenheit von reichem Segen sei. Da er aus der Gegend von Kühnheide ist, so hoffte ich von ihm manchen nützlichen Wink zu erhalten. Ich legte ihm Ihr Schreiben vor. Ich weiß nicht, warum er beim Lesen bald roth, bald weiß wurde. Ergriff Ihre Schilderung der Noth im Pfarrhause ihn so, oder was war es sonst? Aber vergebens erwartete ich von ihm einen guten Rath. Er kannte wohl die Noth jener Gegend im allgemeinen, aber er wußte keinen Weg anzugeben, wie ihr abzuhelfen. Er zweifelte vielmehr an jeder Hilfe. Am besten wäre es, man zwänge die Leute auszuwandern und pflanzte Fichten an die Stelle der Häuser, meinte er. Es scheint mir doch, der junge Mann hat sich um die Zustände seiner Heimat, unter denen er doch selbst gelitten, wenig bekümmert, hat ihnen nicht auf den Grund gesehen und wenig darüber nachgedacht, ob und wie sie verbessert werden können.

Dürfte ich von diesem Einen auf seine Landsleute im allgemeinen schließen, so wäre ich versucht, zu glauben, diese wären sich der in ihnen selbst liegenden Kräfte zur Aufhilfe zu wenig bewußt und sie verließen sich zu sehr auf Hilfe von außen. Oesterreich ist ein Mensch von vielem Talent, aber er



kennt seinen wahren Werth nicht, er weiß weder, welche Macht er daran besitzt, auf seine Zeit zu wirken, noch welche Fähigkeit, seines eigenen Glückes Schmied zu sein. Er hat viel gelernt, aber sein Wissen und Können hat keinen gemeinschaftlichen höchsten Zielpunkt, er ist ein angenehmer Gesellschafter, aber er übt seine geselligen Talente nur, um für den Augenblick zu gefallen, nicht um dauernden Einfluß auf die Gemüther zu erlangen, sie mit sich zu großen Zwecken fortzureißen. Der Beifall Anderer, namentlich Höherstehender, geht ihm über alles; ich glaube, er hat jedesmal eine schlaflose Nacht, wenn ich über eine seiner Leistungen ein mißvergnügtes Gesicht zeige. Es ist keine Selbstständigkeit in ihm, er ist gemacht, das Geschöpf Anderer zu sein. Es ist ein Glück, daß er in unsere Hände fiel, wir werden diese Abhängigkeit nicht mißbrauchen und wenigstens einen ehrlichen und nützlichen Beamten an ihm haben.

Es gefiel mir freilich gar nicht von ihm, daß ich ihn erst auffordern mußte, das beiliegende Briefchen an seine arme Mutter zu schreiben. Es ist so wenig Gelegenheit dorthin und er hatte ihr noch nicht einmal von der günstigen Wendung seines Geschickes Nachricht gegeben. Das verräth wenig kindlichen Sinn. Ich bitte Sie in seinem Namen, die verspätete Bot-

schaft seiner Mutter durch einen sicheren Boten zu übersenden.

Was werden Sie zu der neuen Altar- und Kanzelbekleidung sagen, die ich Ihnen für Ihre arme Kirche mitschicke? Ich hörte, daß die vorhandenen in einem kaum brauchbaren Zustand wären und ließ diese dafür machen. Die Stickerei daran ist einfach, aber sinnig, nicht wahr? Man soll bei solchen Gegenständen doch ja auf rechte edle Formen sehen. Bei der großen Nüchternheit unseres protestantischen Gottesdienstes soll wenigstens den noch gestatteten Attributen desselben die künstlerische Ausstattung nicht fehlen. Das macht die katholische Kirche so groß und hat nicht wenig beigetragen zu ihrem Sieg in den verflossenen großen Kämpfen, daß sie die Kunst, diese kostbarste von allen göttlichen Offenbarungen, so innig mit ihrem ganzen Leben verwebt hat. Verachtung der Kunst rächt sich früher oder später an allen ihren Verächtern, mögen diese Einzelne oder Gemeinschaften sein.

Da kommt mir ein Gedanke, ob es nicht das Beste sei, das leibliche und sittliche Elend in jener Gegend gründlich zu heilen, wenn man Erwerbszweige dorthin verpflanzte, welche mehr oder weniger der bildenden Kunst verwandt sind. Ich habe Holz-

schneiderei im Sinne, deren rechtes Gedeihen ohne künstlerische Grundlage und Mitwirkung nicht möglich ist. An Holz fehlt es dort nicht, ebenso wenig an Wasser zum Treiben von Drehwerken. Ziehen Sie diesen Gedanken in Erwägung; scheint er Ihnen gut, so machen Sie Ihren Plan und rechnen Sie auf meine unbedingte Bereitwilligkeit ihn auszuführen. Gelänge es uns, die armen Menschen dort an eine Beschäftigung zu fesseln, die ihnen reichlichen Lohn gewährt, während sie ihren Erfindungsgeist anregt, ihren Geschmack verfeinert, und damit ihrem ganzen Wesen einen höheren Schwung verleiht, so meine ich, müßten wir viel damit gewonnen haben.

Ich freue mich auf die Zeit, wo ich nicht allein über diese Angelegenheit mit Ihnen sprechen, sondern auch alle die sinnigen Unterhaltungen wieder aufnehmen kann, welchen ich so viel wahren Lebensgenuß und Bereicherung meines besseren Selbst verdanke. In dieser Vorfreude bleibe ich mit der alten Werthschätzung Ihre

Aurora von S.

2. M. Theophilus Starke an Ihre Exzellenz die Frau Gräfin S.

Welche Freude mir Ew. Exzellenz durch die Ankündigung Ihres Besuches gemacht, weiß ich gar



nicht auszudrücken. Eh' ich noch Ihre reiche Sendung ausgepackt, eilte ich mit Ihrem Briefe auf den Hof — wie man das Rittergut schlechtweg nennt, um dem Pachter die Freudenbotschaft mitzutheilen. Aber dem guten Mann schien sie mehr eine Schreckensbotschaft zu sein. Er war ganz außer Fassung, kratzte sich in den Haaren und wußte nichts zu sagen, als: „Du lieber Gott, was machen wir nur da?" Ich antwortete ihm: „Nun wir bereiten uns auf einen würdigen Empfang vor, vor allen Dingen setzen wir die Herrschaftswohnung in Stand" — „Herrschaftswohnung?" sagte er, „damit sieht es windig hier aus." Ich versetzte, es müsse doch ein Herrenhaus hier sein, und wenn dasselbe auch unbewohnt geblieben, so müsse es doch bewohnbare Räume enthalten. „Ja, da aber nie eine Herrschaft hergekommen, so sind die Zimmer ganz verwahrlost und bis auf eins, das als Gerichtsstube benutzt wird, als Heu- und Fruchtböden gebraucht worden," war der weitere Bescheid. Ich ließ mich nun nach dem Herrenhause führen und fand dasselbe allerdings in dem geschilderten Zustande. Indessen waren einige Zimmer, in denen Getreide aufgeschüttet lag, doch noch so, daß sie sich für einen kurzen Aufenthalt herrichten ließen. Ich wage freilich nicht, Ihnen anzusinnen, daß Sie



eine solche Wohnung beziehen, aber auf jeden Fall lasse ich sie in Stand setzen.

Vom Hofe nach der Pfarre zurückgekehrt, ließ ich mein Erstes sein, die gesandten Kisten auszupacken. O meine gnädige Frau! in welch überreichlichem Maße haben Sie meinen Hilferuf erhört! da kann ich viele, viele Thränen trocknen. Im Pfarrhause fließen in diesem Augenblicke nur Thränen der Freude und Segenswünsche steigen für Sie zum Himmel empor. In der Waldhütte, die Sie auch besonders bedacht, wird die Freude nicht minder groß sein, wenn ich Ihre Gaben dahin bringe.

Ich bin bereits tiefer in das Schicksal ihrer Bewohner eingeweiht, und so glücklich, Ew. Erzellenz melden zu können, daß meine gute Meinung von Dore nur bestätigt worden. Ich werde Ihnen bei Ihrer Herkunft ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, um ihr von Ihrer Seite die volle Theilnahme und Achtung zu gewinnen, die sie verdient. Welche Züge von Hochherzigkeit und Seelenstärke habe ich Ihnen zu berichten von dieser niedern Magd, die vor der Welt als eine gefallene Dirne dasteht und von der weltlichen Obrigkeit als Diebsgenossin und Hehlerin verfolgt wird! Leider hat ihr tieftragisches Schicksal sie mit den berüchtigsten Subjekten dieser Gegend in

eine Verbindung gebracht, der sie sich schwer entledigen kann. Aber statt als Mitschuldige Verdacht und Verfolgung zu verdienen, hat sie Anspruch auf Bewunderung und Schutz. Die Vermuthung, daß der schlimmste aller Räuber des Gebirgs der Räuber ihrer Unschuld sei, ist Gott sei Dank völlig unbegründet. Der Gerichtshalter wollte sie sogar gefänglich einziehen, um von ihr Geständnisse über Verbrechen zu erpressen, für deren Urheber er den Bastel und wegen deren Mitwissenschaft er Dore in Verdacht hat. Es gelang meinen Vorstellungen nur schwer, die drohende Maßregel vor der Hand von ihr abzuwenden. Zum Glück ist jetzt einmal ein Stillstand in den Verbrechen, die sonst die Gegend beunruhigen, eingetreten, sonst hätte ich meinen Schützling schwerlich vor dem drohenden Schicksal bewahren können.

Ihr Gedanken wegen Heilung des Elendes in dieser Gegend ist Ihres Geistes und Herzens würdig. Es war meine Ansicht längst, daß die Hebung solcher allgemeinen Uebel nicht von außen kommen könne, durch Almosen und dergleichen, sondern daß sie von innen herauskommen müsse, aus der natürlichen Heilkraft des leidenden Körpers selbst. Wie der kluge Arzt bei Heilung einer Krankheit nichts thut als die Hemmnisse zu beseitigen, welche der

natürlichen Heilkraft des kranken Körpers im Wege stehen, so muß es auch bei Heilung solcher krankhaften Volkszustände geschehen. Es ist nicht die Rauhheit des Klimas und Unfruchtbarkeit des Bodens, welche die Noth hier erzeugt und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, es ist die Rohheit und Unwissenheit der Menschen, welche sie hindert, ihr eigener Arzt, ihres eigenen Glückes Schmied zu sein. Die Menschen hier sind im allgemeinen gesund und stark und von glücklichen Geistesanlagen, es ist ein reicher Fond von tüchtiger Arbeitskraft in ihnen, aber diese Arbeitskraft ist die Sklavin der Materie, statt ihre Herrin zu sein. Man lerne von dem Schöpfer, wie er der Form aus Erde seinen lebendigen Odem einblies; so blase man der rohen Arbeitskraft den Odem des Geistes ein, und aus der Sklavin der Materie und der Noth wird eine schöpferische Gebieterin ihres eigenen Schicksals werden. Die menschliche Arbeitskraft ohne das prometheische Feuer des Geistes ist um kein Haar besser als die rohe Elementarkraft. Sie kann Ungeheueres leisten im Dienste eines gebietenden Geistes; sie hat Riesenstädte und stolze Königssitze, hat viertausendjährige Pyramiden, Wundertempel und Wasserleitungen gebaut, aber sie vermag sich selbst kein wohnliches Haus

zu bauen. Die menschliche Arbeitskraft ist eine göttliche Macht, wenn sie getragen wird von der Himmelskraft des Geistes. Dann ist sie ihr eigener Moses, der sie erlöst aus dem egyptischen Diensthause, dann zerschellen die Wogen gemeiner Trübsal an ihren Sehnen.

Der hiesigen Arbeitskraft nun den Odem des Geistes einzuhauchen, dazu scheint mir das von Ihnen vorgeschlagene Mittel ganz vortrefflich — aber die Anwendung desselben erfordert eine Vorbereitung, eine Grundlage und diese heißt Schule! Ohne Schulunterricht, der die Köpfe wenigstens von den dicksten Nebeln befreit, läßt sich eine Gewerbthätigkeit, wie Ew. Exzellenz sie im Sinne haben, hier nicht begründen. Die Schule liegt hier völlig darnieder, mit ihrer Aufrichtung muß der Anfang zur gründlichen Hebung der hiesigen Zustände gemacht werden. Sie können sich eine Vorstellung von dem Zustande der hiesigen Schule machen, wenn ich Ihnen melde, daß der vorige Schullehrer — Dore's Vater — Wildpretspartirerei treiben mußte, um sich und seine Familie zu ernähren, und daß der jetzige seine Schulkinder in die Bucheckern schickt, um sich für seine Forderungen an Kirchen- und Schulgebühren bezahlt zu machen.



Der Mann steht übrigens selbst auf einer zu niedrigen Stufe der Bildung, um fruchtbaren Unterricht ertheilen zu können; seine Stelle muß durch einen anderen Mann ersetzt werden, soll die Schule hier gedeihen, und solch ein Mann muß ordentlich bezahlt werden, daß er sich nicht schlechter steht wie ein Hammerknecht. Ich weiß freilich nicht, wie wir den jetzigen Lehrer loswerden. So wenig er versteht, so viel bildet er sich ein, zu verstehen und so zäh hängt er an seiner Würde.

Nachdem ich die hiesige Schule kennengelernt, wundere ich mich gar nicht mehr über das Wuchern aller Verbrechen hier, die Menschen hier erheben sich wenig über den Naturzustand, der Mensch im Naturzustande aber ist das reißendste Thier der Erde. Die Wilden aller Zonen sind Räuber und Mörder von Natur. Daß solche Wilde im Schooße der zivilisirten Gesellschaft wohnen, ist traurig, aber die Schuld fällt zurück auf die Gesellschaft, ganz allein auf die Gesellschaft. Je natürlicher ich daher alles sittliche Elend hier finde, desto mehr fühle ich mich zur Bewunderung unseres Schützlings Dore hingedrängt. Sie kommt mir vor wie eine Heilige, welche die ewige Huld mitten in dieses Dunkel hineingestellt, damit es doch durch einen Strahl ihrer Herrlichkeit

erhellt werde und den gefallenen Menschen umher ein lebendiges Zeugniß von der Göttlichkeit ihres Wesens vor Augen schwebe. Ja selbst ihre Verirrung scheint mir von der Hand Gottes dazu gewendet zu sein, daß sie den Sündern zeige, wie nicht der einzelne Fall den Menschen verderbe, sondern das fortgesetzte Fallen.

Gestern genoß sie zum erstenmal seit langer Zeit wieder das heilige Abendmahl. Ich hieß sie nach dem Gottesdienst zu mir kommen und sprach mit ihr von ihrer Zukunft. Ihr Verführer ist ihr die Ehe schuldig; er studirt, oder hat vielleicht ausstudirt. Wenn wir seinen Namen wüßten, so könnte vielleicht Oesterreich darüber Auskunft geben, da jener mit diesem auf einer Schule war. Hat er ausstudirt, so könnte er hier vor der Hand Schulmeister werden und Dore heiraten. Ich deutete ihr dieß an. Statt sie aber mit Freuden darauf eingehen zu sehen, bemerkte ich ein Wölkchen auf ihrer schönen Stirn. Nach einigem Sinnen schüttelte sie mit dem Kopf und sagte: „Es wäre wohl nicht gut gethan, wenn ich hier Schulmeisters Frau würde; es würde meinem Manne den Respekt nehmen.“ Ich mußte ihr Recht geben, und fragte, ob sie sich denn nicht lieber von hier fort wünsche. Sie antwortete,



daß es allerdings längst ihr tiefster Wunsch gewesen, aus diesem elenden Leben fortzukommen, aber was sollte aus dem blinden Vater und den unerzogenen Kindern werden ohne sie? Sie müsse nun schon hier aushalten, und wolle es gern, wenn ich hier bliebe. Nun solange ich hier bin, soll sie wenigstens einen Freund und Berather haben, an den sie sich halten kann.

Den Brief an Oesterreich's Mutter will ich ihr zur Bestellung übergeben und zwar morgen früh, gleichzeitig mit diesem Briefe, den sie nach Marienberg tragen soll. Sie kann den Weg über Pobersau nehmen, wo sie nicht viel umgeht. Es ist mir schon der Gedanke beigekommen, ob nicht etwa Oesterreich gar der Vater ihres Kindes sei, den zu nennen sie durchaus noch nicht zu bewegen war. Die Studienzeit und die Verhältnisse stimmen ganz gut. Vielleicht verräth Dore, wenn ich ihr den Brief Oesterreich's übergebe, durch irgendeine Bewegung, daß sie derselbe näher angeht.

Noch habe ich Ihnen kein Wort über Ihre Geschenke für die Kirche gesagt. Dieses arme Gotteshaus, dem noch dazu vor mehreren Wochen die Diebe ihre silbernen Altargefäße gestohlen haben, so daß man zinnerne an ihre Stelle hat setzen müssen,

bedurfte allerdings einiges Schmuckes, aber ein so schöner Schmuck, wie Sie ihn verehren, sticht fast zu sehr ab von der ganzen Einrichtung. Indeß wollen wir immer davon Gebrauch machen und die edle Geberin lebenslang in der Gemeinde dafür segnen. Gut wäre es, wenn unser ganzes Gotteshaus diesen Gaben entspräche; da ist freilich von Kunst gar keine Rede, und ich bin ganz Ihrer Ansicht von der nothwendigen Mitwirkung der Kunst im christlichen Kultus. Soll der Kultus Allen genügen, so muß er auch alle Offenbarungsformen der Gottheit in sich vereinigen, denn der eine Mensch ist mehr für diese, der andere mehr für jene empfänglich, und derjenigen, auf welche alle Formen die gleiche Macht ausüben, sind sehr wenige. Besser eine Predigt unter freiem Himmel, dem erhabensten aller Dome, als in einem allem Kunstgeschmack spottenden Kirchengebäude. Und doch gehört die Mehrzahl unserer protestantischen Gotteshäuser dieser Gattung an. Hier thäte auch eine Reformation noth. Freilich ist unsere Zeit am wenigsten zu einer solchen geschickt, denn die Kunst, zumal die bildende, ist arg im Verfall und bedarf selbst einer Reform, bevor sie als reformirende Macht auftreten kann. Da fällt mir wieder mein Studiengenosse Lessing ein, der hatte so tiefe und



helle Ansichten über die Kunst, er war so vertraut mit den ewigen Vorbildern alles Kunstlebens und besaß sonst das Zeug, hier als Reformator aufzutreten. Wie oft haben wir zusammen gesessen in Leipzigs Rosenthal und uns über Kunstfragen unterhalten! Was war das für ein Genuß, den feinen und scharfsinnigen Bemerkungen dieses außerordentlichen Geistes zu lauschen, mochte er ein Bildwerk besprechen, wie die Gruppe des Laokoon, oder mochte er eine Theorie z. B. über die Grenze der Malerei und Poesie aufstellen. Es wäre schade, wenn alles das Herrliche, was er damals vor einem einzigen Zuhörer sprach, nicht einmal der ganzen Menschheit zugute ginge.

Doch ich will Ew. Exzellenz nicht weiter ermüden. Bald bin ich so glücklich, mich wieder persönlich in Ihrer Huld zu sonnen. —

Achtes Kapitel.

Im schwarzen Grunde.

Theophilus packte die Gaben, welche ihm die Gräfin für die Bewohner der Waldhütte mitgeschickt

hatte, und die größtentheils in Kleidungsstücken für die Kinder bestanden, zusammen und ließ sie durch die Magd hintragen. Er folgte mit stilllächelndem Antlitz langsam nach.

Als er sich dem Walde näherte, sah er den Schneider Träger sich hastig von derselben entfernen und im Walde verschwinden. Wie er in die Stube trat, fand er zu seiner Verwunderung seine Briefträgerin noch nicht da; doch wie er sich am Fenster niedergelassen hatte, sah er sie draußen durch die Bäume mit einem Manne reden, den er als einen der vier Brüder Freier erkannte. Was konnte sie mit dem zu reden haben? Theophilus öffnete das Fenster und rief ihr zu zu kommen. Der Freier prallte zurück und die Magd eilte herbei.

Dore hatte eben ihre Ziegen im Stalle versorgt, denn gleich nach Theophil's erstem Besuch hatte sie diese Thiere nicht länger als Stubengenossen geduldet. Ueberhaupt sah es in dem Gemache netter aus als an jenem Abend. Das rührte daher, daß Dore jetzt mehr daheim blieb als vorher. Weihnachten rückte heran und da blühte für sie ein Erwerbszweig, der ihr nicht nur mehr einbrachte, wie der kleine Butterhandel, sondern ihr auch weit mehr zusagte: sie machte Puppen und schnitt Figuren von Papier aus.



Von dieser Arbeit war sie nur aufgestanden und Theophilus sah, was eben aus ihren Händen hervorgegangen. Zu seiner Verwunderung fand er die Figuren — Reiter, Bergleute, Seiltänzer u. a. — ganz richtig gezeichnet. Wenn dieselben aus freier Hand so geschnitten waren, so verriethen sie ein ungewöhnliches Talent. Als Dore eintrat und ihn bewillkommt hatte, fragte er sie gleich, wie sie die Figuren schneide. Sie nahm eine kleine Scheere und ein Stück Papier ohne irgendwelche Zeichnung und schnitt mit großer Schnelligkeit einen Bergmann in Paradetracht so schön aus, daß Theophilus ganz entzückt davon ward.

„Wo hast Du das gelernt?“ fragte er.

„Von mir selber,“ war die Antwort.

„Hast Du in der Schule gezeichnet?“

„O nein, nicht einmal geschrieben.“

Theophilus schüttelte verwundert mit dem Kopf, dann fragte er: „Aber Du hast Dich wohl von Kindheit an in dieser Fertigkeit geübt?“

„Als Schulkind schon schnitt ich immer aus,“ antwortete Dore, „aber der Schulmeister prügelte mich einmal derb durch dafür, und verbot mir's als eine unnütze Spielerei.“

„Was machst Du jetzt mit diesen Figuren?“

fragte Theophilus weiter. Sie antwortete: „Ich verkaufe sie. Um Weihnachten mache ich bloß Puppen und solche Figuren. Da gehen sie in Marienberg gut, aber außerdem nicht."

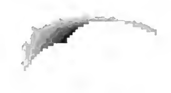
„Du weißt selbst nicht, was Du kannst, Dore," sagte Theophilus, „und die Kleinstädter wissen Deine Kunst auch nicht zu schätzen. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Schneide Du Figuren aus, soviel Du kannst, und liefere sie an mich ab, ich gebe Dir, was Du in der Stadt bekommst, sogleich, aber ich schicke sie nach Dresden, wo sie jedenfalls Liebhaber finden, die weit mehr geben, und was ich dann mehr daraus löse, zahle ich Dir nach. Und damit Du recht viel Abwechselung in Deine Kunstwerke bringst, will ich Dir ein paar gute Bilderbücher geben, woraus Du schöpfen kannst. Später, wenn der Absatz nachläßt, gebe ich Dir noch Zeichnenstunde."

„O Gott, Herr Magister! das will Er an mir thun? Das ist ja mehr als ich gehofft, obschon es mein größter Wunsch war."

„Warum hast Du mir nicht früher von dieser Deiner Geschicklichkeit gesagt?"

„Ach ich dachte, es wäre nicht so weit her"—

Jetzt trat die Magd mit den Sachen ein. Theophilus nahm sie ihr ab, und übergab sie Doren im



Namen der Gräfin. Dore wußte nicht, was sie thun und sagen sollte, so ergriffen war sie. Endlich machte sie den Pack auf und eine Menge schöner Kinderanzüge fielen ihr in die Augen. — Sie weinte vor Freuden. Sie konnte es nicht lassen, sie mußte die Kleinen gleich einmal in diesen schmucken Kleidern sehen. Und sie fing an zu probiren. Bald lachten die Jüngsten der Schaar wie Engelchen in apfelgrünen Röckchen der glücklichen Mutter und Pflegemutter zu. Den größeren Kindern mußten ihre Kleider erst vom Schneider passend gemacht werden. „Wenn der Gevatter Träger noch da wäre, könnte er sie gleich mitnehmen,“ meinte Dore und weidete sich wieder an dem Anblick der geputzten Kleinen. Aber sie vergaß auch nicht, ihnen den Namen ihrer Wohlthäterin einzuprägen und sie zu lehren, sie hoch in Ehren zu halten.

Ihre Dankbarkeit gegen Theophilus fand keinen Ausdruck, aber er las sie in ihren feuchten, seelenvollen Blicken und der bewegten Miene ihres Gesichts. Als er sich lange still mit ihr gefreut, brachte er seine Briefe zum Vorschein. „Nun sollst Du mir und der edlen Wohlthäterin aber auch einen Gefallen thun,“ sagte er, „diesen Brief an die Gräfin sollst Du nach Marienberg zum Gerichtshalter tragen, der ihn weiter

befördern wird, und diesen zweiten nach Pobersau — kannst Du die Adresse lesen?“ Sie bejahte.

Er übergab ihr den Brief und beachtete ihre Züge. Die Adresse lautete: ‚An Frau Karoline Sophie Oesterreich auf der Rochenzeche in Pobersau.‘

Eine leichte Röthe flog über Dore's Antlitz — sonst verrieth nichts eine tiefere Bewegung in ihrem Innern.

„Willst Du diesen Brief mitbestellen, oder thust Du es nicht gern?“ fragte Theophilus; „er kommt von dem Sohne der Frau, der Theologie studirt hat und jetzt als Sekretär im Dienste der Frau Gräfin S., unserer edlen Gebieterin, ist.“

Jetzt ergoß sich ein tieferes Roth über das Gesicht des Mädchens und ein Freudenstrahl leuchtete aus Blick und Miene. Theophilus glaubte auch einen Seufzer zu vernehmen, gleich darauf aber sagte Dore ruhig: „Warum sollte ich nicht gern alles thun, was mir der Herr Magister oder die gnäd'ge Frau befiehlt?“

„Kennst Du die Frau Oesterreich?“ fragte Theophilus. Dore verneinte.

„Aber ihren Sohn vielleicht?“

Dore that, als überhöre sie diese Frage. Sie sagte, sie wolle sich gleich anziehen und sich auf den Weg machen. Theophilus mochte den Inquisitor



nicht weiter spielen und ließ sie ruhig gehen. Er begleitete sie eine Strecke auf dem marienberger Wege, wo er ihr die bevorstehende Ankunft der Gräfin mittheilte, und daß er zu Ausschmückung ihrer Wohnung und sonstigen Empfangszurüstungen Dore's Hilfe in Anspruch zu nehmen gedenke. Sie freute sich herzlich auf jede Dienstleistung, die der Herr Magister ihr zutraue, zumal bei einer solchen Gelegenheit. „Da muß ich Dich aber auch der Frau Gräfin zeigen," sagte er hierauf, „denn sie nimmt großen Antheil an Dir, und damit dieß in geziemender Weise geschehe, mußt Du Dich neu und so kleiden, wie es Deinem eigenen guten Geschmack zusagt. Die Gräfin liebt das Nette, Schöne, Du kannst gleich heute in Marienberg das Nöthige bestellen. Ein Vorschuß auf Deinen Arbeitserwerb wird die Kosten decken. Und nun, glaub' ich, ist es Zeit, daß ich umkehre." Er sah an seine Uhr. „So geh' mit Gott, meine Gute," sagte er zum Abschied.

„Vergelte er Ihm alle Seine Güte reichlich," erwiederte sie — „aber nehm' Er's nicht für ungut, Herr Magister, wenn Er Seine schöne goldene Uhr so frei sehen läßt, so könnte sie Liebhabern in die Augen fallen, welche die Nacht und die hohlen Wege lieben. Steck' Er sie lieber gar nicht ein,

zum wenigsten nicht, wenn Er durch den Wald nach Rübenau geht, da ist's gar nicht geheuer."

„Deine Warnung ist gut," sagte er, „ich will sie beherzigen!"

Sie trennten sich.

„Was ist das für ein Herr!" dachte Dore, als sie allein ihren Weg verfolgte; „ich wollte, ich könnte seine Magd sein und ihm dienen mein Lebenlang." Welche Erinnerungen drängten sich für sie auf diesem Weg zusammen! Hier wandelte sie auf dem Pfade, wo sie vor wenig Wochen den Worten dieses Geistes wie einer seligen Offenbarung gelauscht, dort war die Mühle, wo er sie aus den Händen wahnbethörter Unholde errettete von einem fürchterlichen Schicksal; dort kam sie an den Ort, wo sie ihm zum erstenmal begegnet und an ihm einen theilnehmenden Helfer gefunden. Welche Qual und welche Seligkeit, welche Erniedrigung und welche Erhebung begegneten sich auf dieser kurzen Wegstrecke einer Meile. Und wenn sie dazu der Vergangenheit gedachte! Mit welchen Empfindungen war sie damals hier gewandelt, als sie aus dem Wald in die Stadt geflohen, um einem wilden schmachvollen Leben zu entgehen, und unter gesitteten Menschen sich ein würdiges Leben zu erringen. Hier war sie wieder ge-



wandelt mit dem süßen Geheimniß ihres jungfräulichen Herzens. Aber diesen Weg hatte sie auch an der Seite des Büttels gehen müssen, wie sie als eine schmachbeladene Dirne in ihre Heimat geschafft worden. Im Geleite so mannigfacher inhaltschwerer Erinnerungen konnte ihr die Zeit nicht lang werden, und sie war in Marienberg, ehe sie sich dessen versah. Sie gab ihren Brief bei dem Akzisinspektor ab und bestellte sich ein neues Kleid. Dann eilte sie nach Pobersau.

Dieses Dorf liegt eine Stunde östlich von Marienberg in zwei tiefen wild romantischen Thälern, welche von zwei Armen des Gewässers gebildet werden, das wir im Eingang erwähnt haben. Sie werden als die schwarze und rothe Pockau unterschieden, sowie auch die Thäler die verschiedenen Namen des ‚Hintergrundes‘ und des ‚Ober- und Niedergrundes‘ führen. Der von der schwarzen Pockau durchströmte Hintergrund ist das schauerlich romantischeste Thal des ganzen Erzgebirges. Eine Viertelstunde von seiner Mündung in den Niedergrund erhebt sich das steile Gehänge der einen Seite zu einer schwindelnd hohen senkrechten Felsenwand, die unter dem Namen der ‚Ringmauer‘ der Krümmung des tosenden Waldstromes folgt und in eine grandiose Bastei,

der ‚Katzenstein' geheißen, ausgeht, oberhalb welcher die mit Schwarzholz bedeckten Seiten sich zu einer Schlucht verengen, die von den Bewohnern der Gegend der ‚schwarze Grund' genannt wird. Auf der Spitze des der Ringmauer gegenüberliegenden waldbedeckten Berges finden sich spärliche Trümmerreste einer alten Burg, welche jeder Knabe der umliegenden Ortschaften unter dem Namen des ‚Raubschlosses' kennt. In diesem wilden Thal liegt nur der kleinere Theil des genannten Dorfes, ein Gehöfte und einzelne zerstreute Häuser. Zu letzteren gehörte das Zechenhaus ‚Rochenzeche', die Behausung der Witwe Oesterreich, welcher Dore den Brief ihres Sohnes zu überbringen hatte.

Ob das Mutterherz eine Ahnung hatte, daß ihr eine frohe Botschaft bevorstand, die froheste, die es erwarten konnte, nach der es sich seit manchem langen Mondlauf sehnte? Seit einem Jahre, wo ihr Sohn zum letztenmale von der Hochschule aus bei ihr in den Ferien gewesen und in Zöblitz gepredigt, hatte er nichts von sich vernehmen lassen. Das war recht hart für das treue Mutterherz gewesen, das ihr letztes Bett daran gewendet, den Sohn studiren zu lassen. Aber ein Mutterherz hört nicht auf zu hoffen. Wohl hatte ihr bei seiner Anwesen-

heit manches nicht gefallen an dem studirten Sohne, er war kalt und hochfahrend gewesen gegen die, die ihn mit Schmerzen geboren und mit Sorgen großgezogen, aber sie hatte gemeint, das bringe die viele Kopfarbeit mit sich, und sie hatte den Sohn nach wie vor geliebt, nach wie vor für sein Glück gebetet, nach wie vor sich nach ihm gesehnt.

Da stand sie auf der kleinen Halde vor ihrem Hause und schaute das Thal hinab, gerade wie die stattliche Dirne daherkam, die an Schönheit ihresgleichen hier im Grunde nicht hatte. Die Dirne stieg die Halde herauf und stracks auf die greise Frau zu. „Bin ich hier recht bei der Frau Karoline Sophie Oesterreich?“ fragte sie.

„Ei freilich, meine schöne Jungfer, freilich bin ich die Frau Karoline Sophie Oesterreich, geborene Baldauf. Mein Seliger war Steiger hier und mein Sohn ist leipziger Student“ —

„Gewesen,“ fiel ihr Dore in die Rede; „hier dieser Brief wird Euch sagen, daß er schon sein gutes Brot hat.“

„Ach, was Sie sagt, Jungfer! der liebe Gott sei tausendmal gepriesen. Aber mein Seliger hat's tausendmal verdient, wenn's seinem Sohn wohlgeht. Ihr habt ihn nicht gekannt, er war Steiger hier,

und ein stattlicher Mann, ach daß er doch noch lebte und seinen Sohn sähe, wie stattlich auch er geworden und gescheidt dazu und nun wohl gar schon Pfarrherr?"

„Das gerade nicht, liebe Mutter," sagte Dore, „aber doch etwas sehr Achtbares — hier lest nur den Brief, der wird Euch alles sagen."

„Ja so, der Brief — geb' Sie her den Brief — ja das hat mein Sohn geschrieben, ich kenne die Schrift meines Sohnes unter Tausenden, es schreibt niemand so schön wie mein Sohn, selbst der zöblitzer Rektor auf seinen Gevatterbriefen nicht — aber lesen kann ich den Brief nicht, da muß ich schon hinauf zum Schulmeister gehen"—

„Den Weg könnt Ihr Euch ersparen," sagte Dore, „ich kann Euch den Brief auch vorlesen, wenn Ihr wollt."

Die Frau maß das Mädchen vom Kopf bis zum Fuß. „Was!" sagte sie, „Sie kann Geschriebenes lesen? Sie ist doch keine vornehme Stadtfrau und kann Geschriebenes lesen?"

„Ich hab' es in der Stadt gelernt von" — sie unterdrückte den Schluß und fragte: „Nun soll ich Euch den Brief vorlesen?"

„Ei nun ja, wenn Sie wirklich so gescheidt ist!

Aber da komm' Sie nur erst mit herein und setze Sie sich bei mir!"

Dore folgte der Alten in die ärmliche, aber sehr reinliche Stube und nahm Platz auf der Ofenbank.

„Ich kann Ihr freilich nichts vorsetzen," sagte die Witwe hier, „aber wenn Sie heute bei mir bleibt, so koch' ich Ihr eine Biersuppe."

Dore dankte, erbrach den Brief und las.

„‚Liebe Mutter!

In aller Eile nur ein paar Zeilen, welche Dich von der günstigen Wendung meines Schicksals in Kenntniß setzen mögen. Nachdem ich unter Hunger und Kummer meine Studien absolvirt'" —

„Absolvirt, was ist das?" unterbrach die Hörerin die Leserin.

„Da fragt Sie mich zu viel, es ist ein gelehrtes Wort, vielleicht heißt es soviel wie fertig gebracht — also absolvirt, ‚habe ich das hohe Glück gehabt Ihrer Exzellenz'" —

„Was ist denn das wieder?" fragte die Alte dazwischen —

„Das ist ein Titel, ungefähr wie Ihre Hochwürden — also: ‚Ihrer Exzellenz der Frau Gräfin von S. empfohlen und von dieser als Lektor und Sekretär'" —

„Was sind denn das wieder für Thiere?“ fragte die Alte —

„Genau weiß ich's auch nicht, ich glaube, Sekretär ist ein Geheimschreiber — also: ‚als Lektor und Sekretär angestellt worden. Es ist dieß ein ganz angenehmer Posten, auf dem ich mein Glück eher machen kann wie als Pastor. Ich habe mein eigenes schönes Zimmer, das ordentlich fürstlich eingerichtet ist, zweihundert Thaler Gehalt und alles frei.

Du brauchst Dich also um mich durchaus nicht mehr zu sorgen. Ich danke Dir für alles, was Du an mir gethan; wenn ich nur erst etwas erübrigt habe, will ich Dich schon auch bedenken. Ich glaube, daß Du mich gern einmal in meinem Glück sähest, aber ich bitte Dich, nicht hierher zu kommen. Es geht hier sehr vornehm zu, und Du würdest Dich in dieser vornehmen Welt nicht wohl befinden; ich könnte auch Unannehmlichkeiten davon haben. Ich will Dich lieber bald einmal besuchen, wenn es geht. Leb' wohl! Dein treuer Sohn C. F. Oesterreich.‘“

Von Zeile zu Zeile hatte Dore's Antlitz sich mehr und mehr verfinstert. War das die Sprache eines Sohnes an seine Mutter, die alles für ihn geopfert? Sprach sich nicht hier der kälteste Egoismus, der erbärmlichste Dünkel aus? Dore zerknit-

terte das Papier in ihrer Faust und starrte vor sich hin.

„Sie bringt ja den Brief um, was hat Sie denn?" sagte die Alte, deren Augen voll Thränen standen, und entriß Doren das Schreiben. „Mein guter Fritz! Gott sei Dank! daß er so wohl versorgt ist, und er wird mich auch bedenken, ja, das sieht ihm ähnlich, sein Vater war auch so gut, Gott hab' ihn selig, und er will mich auch bald besuchen, o das wird eine Freude sein — aber den gelehrten Krimskrams hätte er nicht schreiben sollen, das stört den schönen Sinn; nicht wahr, Jungfer?"

Dore war gerührt von der Einfalt und unverwüstlichen Liebesmacht dieses Mutterherzens. Sie drückte der Alten die Hand, sie fiel ihr um den Hals, helle Thränen entströmten ihren Augen und schluchzend rief sie: „Gute, gute Mutter!"

Die Alte weinte auch. Aber plötzlich machte sie sich los, und sah das Mädchen forschend an. „Wer ist Sie denn eigentlich? Woher ist Sie? Wer schickt Sie mit dem Brief?"

Dore nannte ihren Absender.

„Also von Kühnheide ist Sie?" sagte die Alte. „Da kennt Sie wohl die lose Dirne, die Helbig Dore? Die Leute sagen, mein Sohn hätte sich an sie gehängt,

wie er noch auf der Schule gewesen, so sagen die Leute. Aber es ist gewiß nicht wahr, daß sich mein Sohn an eine solche Vettel gehängt, gelt?"

„Gewiß nicht," sagte Dore mit zitternder, hohler Stimme —

„Es gibt so schlechte Leute, die sagen, das Fallkind, das die schlechte Dirne gehabt, sei von meinem Fritz — und ich sei eines Bankerts Großmutter, pfui! — Aber ich werde mich nächstens aufmachen nach Kühnheide und werde die Helbig Dore vor den Pfarrer kommen lassen, und werde ihr ins Gewissen reden, daß sie den Vater ihres Kindes nennt, damit nicht ein ehrlicher Mensch in Verdacht kommt und vielleicht dadurch unglücklich wird."

Dore erhob sich mit blutendem Herzen. Die Alte wollte sie zu bleiben nöthigen, aber Dore nahm Abschied. Sie verschluckte den bittern Kelch, der ihr gereicht worden, ohne sich zu verrathen, und trat ihren Rückweg nach Kühnheide an. Mit ganz anderen Empfindungen, als womit sie am Morgen den Weg nach Marienberg gegangen war, wandelte sie dem schwarzen Grunde zu. Denn dieß war der nächste Weg nach ihrer Hütte. Es war nur ein schmaler Fußpfad, von wenig anderen Menschen betreten, als von Waldläufern und Walddieben. Es dunkelte

schon, als sie den schwarzen Grund erreichte. In dieser schauerlichen Waldeinsamkeit, Angesichts des schwarzen Gewässers, das hier grollend über Steine toste, ward ihr unbeschreiblich weh' ums Herz. Sie setzte sich an eine Felsenwand und weinte.

Seit der Magister zu ihr von der Möglichkeit einer Heirat mit dem Jugendgeliebten, dem Vater ihres Kindes, gesprochen, hatte sie diesem Gedanken doch öfter nachgehangen, und wie sie heute von dem Glückswechsel desselben gehört, war dieser Gedanke sehr lebhaft geworden. Aber dieser Brief war wie ein Nachtfrost auf die kaum aufgebrochene Hoffnungsblüte gefallen. Konnte sie von dem Manne, der sich seiner Mutter schämte, erwarten, daß er die Ehre eines armen niedrigen, mit Schmach beladenen Mädchens retten werde? Und weinend begrub sie die junge Hoffnungsleiche zu dem Liebestraum ihrer Jugend — der leider nichts weiter gewesen als ein Traum — ein guter Wahn!

Wie sie noch so saß, ward sie plötzlich durch laute Stimmen aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. Sie horchte auf und erkannte die Stimmen der Gebrüder Freier.

„Es ist nicht anders," sagte einer, „sie hält es mit dem Pfaffen. Er war heute schon wieder bei



ihr, und die Pfarrmagd trug ihm einen ganzen Pack Sachen nach, die er ihr schenken wollte."

„Darum war sie auch gleich so kurz angebunden, wie sie mit ihm gegangen war, und hielt sie sich immer spröde gegen uns, daß seitdem gleich gar nicht an sie zu kommen war.

„Die Pfarrmagd," begann der Andere wieder, „hat mir anvertraut, daß die Dore öfters zu dem neuen Magister auf sein Zimmer komme und wieder in die Kirche gehe."

„Der Schwarzkittel wäre ja bald abzudrücken," meinte ein Dritter der saubern Brüder, „man dürfte ihn nur ablauern, wenn er einmal Abends spät von Rübenau heimgeht; da könnten wir uns den Nebenbuhler vom Halse schaffen und auch seine schöne goldene Uhr kriegen, das wäre ein doppelter Fang."

„Die Sache ist aber gefährlich," sagte der erste Sprecher, „sie muß wohl überlegt werden. An einem Sonntag, wenn der Pfaff bei uns predigt, ist nichts zu machen, da hält er sich dazu, daß er bei Tage wieder heimkommt. Man müßte die Gelegenheit abwarten, wenn er 'mal in der Nacht einen Sterbenden zu berichten hätte, und solche Gelegenheiten sind nicht häufig."

„Aber sie lassen sich machen," entgegnete der



Urheber dieses Rathes, „es dürfte sich nur einer von uns todtkrank stellen und berichten lassen."

„Wir wollen's noch beschlafen," sagte der vierte der Brüder — „hier ist der Marderfelsen, da rechts muß unser Schatz liegen."

Der erwähnte Fels trennte die Brüder von Dore, die sich regungslos an ihn schmiegte. Die Brüder waren mit Rodehauen bewaffnet und begannen auf der andern Seite des Felsens zu graben.

„Du hast Dir doch die Stelle richtig gemerkt, Franz?" sagte einer der Brüder.

„Freilich," war die Antwort, „hier ist ja der Strich am Felsen, den ich heimlich machte, während der ‚dürre Schneider' die Beute einscharrte."

„Aber es kommt doch nichts," sagte ein Anderer, „wie tief habt Ihr denn den Bettel vergraben?"

„Sprich nur nicht: Bettel!" sagte Franz; „das Kruzifix war von feinem Silber und wenigstens seine vierzig Spezies werth, und der Kelch kostet auch seine zehn."

Die Brüder gruben weiter, aber wie tief und weit sie auch gruben, sie fanden nicht was sie suchten. Endlich verhinderte sie der Fels, auf den sie kamen, am Weitergraben.

„Der verfluchte Schneider ist uns zuvorgekommen,“ sagte Franz, „ich weiß genau, daß dieß die Stelle ist, und er allein kann sie noch wissen.“

„Dann hat er die Sachen geholt und verklopft,“ meinte ein Anderer, „aber er soll den Preis nicht allein schlucken. Alles soll er herausrecken und nun gar nichts haben, weil er uns hat betrügen wollen, der Gaudieb.“

„Das war also ein Fleischergang,“ meinte ein Anderer, „verdammter Zwirnsfaden! Was thun wir nun? sollen wir nach Hause gehen, oder einen Streifzug nach Pobersau machen?“

Dore erbebte, denn der Weg nach Pobersau führte ja dicht an ihr vorüber; sie drückte sich tiefer in ihre Felsenecke hinein, um von den Räubern nicht entdeckt zu werden. Aber diese kamen überein, sich über das Raubschloß nach dem ‚Einsiedelsensenhammer‘ zu begeben, wo vielleicht heute ein Geschäft zu machen, da der Besitzer nach Komotau auf den Markt gefahren sei.

Dore hörte ihre Schritte jenseits des Baches verhallen und wagte sich dann aus ihrem Versteck hervor. Es war inzwischen ziemlich Nacht geworden, dicke Wolken waren aufgezogen und fingen an, sich in Schnee und Regen zu entladen. Es blieb kaum



noch eine Möglichkeit, den Pfad durch den schwarzen Grund zu finden. Aber sie schlug ihn ein, froh, Zeuge dieses Auftrittes gewesen und dadurch in den Stand gesetzt zu sein, ihrem verehrten Beschützer ein Schutzgeist zu werden. Ohne weitere Abenteuer, aber von dem wachsenden Unwetter übel zugerichtet, erreichte sie ihre Hütte.

Neuntes Kapitel.

Ein Teufelsspuck.

Den folgenden Abend saß Theophilus noch spät in der Pfarrstube. Es war eigentlich seine Studirzeit, zumal heute am Samstag. Aber er hatte seine Predigt im Kopf und der Sturm, der seit gestern schauerlich um das alte Pfarrhaus heulte, hatte das morsche Schindeldach so arg zugerichtet, daß dem guten Magister die Schneejauche vom Boden in seine Stube tröpfelte. Darum hatte er sich hinunter in die Pfarrstube retirirt. Da saß er nun und schaukelte der Pfarrfrau die Wiege, streichelte der kleinen Hedwig, die zu seinen Füßen klöppelte, das blonde Haar, und sprach mit dem Pfarrer, der sich recht hübsch

zu erholen begann, über ein Kapitel, worüber sie schon öfter gesprochen und sich noch nicht hatten einigen können. Der gute Magister Dietrich behauptete, das Ende der Welt sei vor der Thür, denn die Welt werde alle Tage ärger. Theophilus erklärte dagegen, die Welt sei im Großen und Ganzen noch nie besser gewesen, sondern nur schlimmer.

„Das lehrt die Historie," sagte er; „je weiter ich da zurückblättere, desto mehr Unwissenheit, Rohheit, Aberglaube, Sünde und Elend grinst mich da an, desto mehr finde ich meinen Glauben an einen allmäligen Sieg des Guten über das Böse, des Lichtes über die Finsterniß bestätiget. Und ein anderer Glaube verträgt sich auch gar nicht mit dem Christenthum. Oder steht nicht die Annahme von einem Zurücksinken der Menschheit in dickere Finsterniß und tiefere Sünde, so zwar, daß es das Weltende als Strafgericht mit sich bringt, mit der Lehre von der Erlösung im geraden Widerspruch? Wenn die Menschheit sich verschlimmert, statt sich zu bessern, dann ist Christus umsonst gestorben und auferstanden, und das ganze Erlösungswerk war ein unglücklicher Versuch. Nein, der Glaube an die Erlösung hat den stetigen Fortschritt der Menschheit zur



nothwendigen Folgerung, und die Historie erhebt die Folgerung zur Gewißheit."

Eben wollte der Pastor widersprechen, als die Magd eintrat und hastig berichtete, auf dem ‚Einsiedelsensenhammer' sei vergangene Nacht ein großer Einbruch verübt worden.

„Nun da haben wir's, Magister!" rief der Pastor, „das ist in sechs Wochen der zweite große Einbruch in hiesiger Gegend. Das ist doch wahrhaftig kein Fortschritt zum Bessern!"

„Beweist aber auch nicht das Gegentheil," sagte Theophilus; „denn sehen Sie nur jede einzelne Ortschronik an, so finden sie Raub und Mord in immer steigender Progression verzeichnet, je weiter die Chronik zurückgeht; auch kann bei dem Fortschreiten der Menschheit nicht von einem gleichmäßigen Fortschreiten ihrer Glieder die Rede sein, denn immer wird sich das Zeitmaß des Fortschrittes nach der Lage dieser Glieder richten. Sowie die belebenden Strahlen der Frühlingssonne nicht einmal alle Theile eines so kleinen Landes, wie unser Sachsen, gleichzeitig von den Banden des Winters befreien und zu neuem Schaffen erwärmen, so erleuchtet und belebt auch das Licht des Geistes nicht alle Glieder der Menschheit auf einmal, sondern es fängt bei Individuen

von hervorragender Begabung an und verbreitet sich von da aus langsam immer tiefer und weiter, bis zuletzt die ganze Menschenfamilie davon erfaßt wird. In der Nähe hoher Alpenberge kann man täglich ein recht treffliches Bild von dem Gesetze des Fortschreitens geistiger Strahlung beobachten. Da glimmt plötzlich in schwarzer Nacht auf der äußersten Alpenspitze ein Licht von wunderbarem Glanze auf, wie ein weithin strahlender Pyrop. Dieses Licht wird immer größer, wächst immer mehr in die Tiefe und Breite, überspringt schwarze Strecken, die Gründe und Schluchten; immer werden nur erst die höchsten Punkte von dem rosigen Glanze erfaßt, und stundenlang noch liegen die tiefsten Gründe in dieser Finsterniß, wenn oben schon der Tag sein goldenes Szepter schwingt; aber endlich kommt doch auch für die tiefsten Thäler die Stunde, wo jedes Auge froh den siegreichen Herrscher begrüßt. Freilich mit dem wunderbaren Glühen der äußersten Höhen ist es dann vorbei; aber der Segen kommt nicht von der einsamglühenden Höhe, sondern von der Erleuchtung der Tiefen. So werden auch in der Menschheit erst die Höhen erleuchtet, aber immer tiefer und weiter breitet der leuchtende Geist seine Herrschaft aus, und dann folgt dem einsamen Wunder der allgemeine



Segen. Es hat zwar zu allen Zeiten Thoren und Kinder des Unheils gegeben, die das Licht nur an die einsamen Höhen haben fesseln und die Tiefen der Menschheit im Dunkel erhalten wollen, aber es ist ihnen ebenso wenig möglich gewesen, als die Alpenthäler dem Tage zu versperren."

„Sie haben einen starken Glauben, Magister Theophile," sagte der Pastor, „ob Sie ihn nach zwölf Jahren einer Amtsführung, wie sie mir zugefallen, noch haben werden, ist sehr die Frage. O mit welcher Freudigkeit, mit welchem Eifer, mit welchen Hoffnungen habe ich dieß Amt angetreten, und wie bitter sehe ich mich getäuscht!"

„Mein lieber Pastor, gerade die redlichsten Eiferer verfehlen am leichtesten ihr Ziel, wenn ihnen zum Eifer die Geduld fehlt. Es ging Ihnen mit Ihren Gemeinden wie einem Landwirthe, von dem mir mein Vater oft erzählt. Der kam, mit schönen Kenntnissen von der Landwirthschaft ausgerüstet, in den Besitz eines arg daniederliegenden Gutes. Der Mann machte sich mit brennendem Eifer daran, es in die Höhe zu bringen, er düngte reichlich und zweckmäßig, säete den besten Samen und ließ sich sonst keine Mühe und Kosten verdrießen, um seiner Sache gewiß zu gehen, aber er hatte eins vergessen"—

„Gewiß das Gebet!“ fiel der Pastor ein, „das ist das alte Lied!“

„Nein, auch daran hatte er es nicht fehlen lassen,“ sagte Theophilus, „aber er hatte unterlassen, den Boden tüchtig umzuarbeiten und tief aufzulockern, er hatte nur auf ganz gewöhnliche Weise geackert, und das hatte den festen Thonboden nicht zubereitet. Seine erste Ernte mißrieth. Das nächste Jahr düngte er noch mehr und bestellte die Saat noch sorgfältiger. Umsonst; die gehoffte reiche Ernte blieb aus. Aller guten Dinge sind drei, dachte er und versuchte sein Glück zum drittenmale, aber nur um sich aufs neue zu täuschen. Da gab er das Gut auf, verkaufte es um einen Spottpreis und zog fort. Sein Nachfolger wurde durch die erste Ernte schon ein reicher Mann, denn nun war der Boden viermal umgepflügt, und außerdem hatte der kluge Mann noch lockeren Boden beigemischt. Mein lieber Pastor, Sie haben gewiß Ihre Pflicht redlich erfüllt, aber Sie mußten Ihren Samen in einen harten, verwilderten Boden streuen, wo er nicht aufgehen konnte. Der Boden, in den die Kirche säet, muß durch die Schule zubereitet sein, wenn sie reichlich ernten will.“

„Freilich!“ sagte der Pastor, „wollte es hier mit der Schule soviel wie nichts heißen, als ich hierher

kam. Was konnte auch zu einer Schule sein, deren Lehrer ein Wilddieb war. Es ist zwar mit seinem Nachfolger auch nicht viel, aber er ist doch wenigstens ein rechtschaffener Mann."

„Ja, was man so rechtschaffen nennt," wendete Theophilus ein, „er hält regelmäßig seine Schule, und wenn auch nur zwei Schulkinder da sind, er kommt pünktlich in die Kirche, singt vor und leiert seine Orgel ab, zieht zur rechten Zeit die Kirchenuhr auf und wartet überhaupt aller seiner Amtsobliegenheiten äußerlich pflichtgetreu. Aber er ist doch ein Betrüger, weil er sich mit seiner Unwissenheit ins Amt geschmugelt hat, und die Gemeinde um eine ganze Generation des Fortschrittes bringt.

„Allerdings fällt ein großer Theil seiner Schuld auf die zurück, die ihn anstellten. Wie rein äußerlich und einseitig dieser Mann sein Amt auffaßt, wie wenig er die Aufgabe des Volkslehrers begriffen, alle möglichen Keime der Bildung in der Jugend zu wecken und zu pflegen, davon habe ich erst heute wieder ein Beispiel erfahren. Das arme Frauenzimmer, das ich jetzt unter meinen besonderen Schutz genommen, die Dore Helbig, besitzt ein bewunderungswürdiges Zeichnentalent. Schon in ihrer frühen Jugend hat sie dasselbe durch Ausschneiden von Papierfiguren

gezeigt. Einst hat sie dergleichen kleine Kunstwerke mit in die Schule gebracht — der Schulmeister entdeckt sie, und weil sie zum Unglücke ihre Sprüche nicht gut hat hersagen können, züchtiget er sie, wirft die Figuren in den Ofen und verbietet ihr die unnütze Tändelei auf das strengste. Ein rechter Lehrer würde das Talent des Kindes mit Freuden bemerkt, ermuntert und gepflegt haben. Wer weiß, was aus der armen Dore geworden wäre, hätte ihr schönes Talent bei Zeiten die nöthige Unterstützung erhalten. Statt dessen wurde es unterdrückt. Und ähnliche Fälle mag es hier wohl noch mehr geben“—

Hier wurde der Sprecher unterbrochen; die Schulmeisterin kam schreiend und händeringend hereingestürzt und rief: „Hilfe, Herr Magister, Hilfe!“

Theophilus sprang auf: „Was ist denn? was gibt's zu helfen?“ fragte er.

„Mein Mann, — ach Gott erbarme Dich, — es ist sein Tod“—

„Was ist ihm denn? soll ich ihm mit Tropfen beispringen?“

„Ja, um Christi Blut willen, ja!“

Theophilus eilte an den Wandschrank, wo er seine Apotheke hatte, und nahm ein paar Fläschchen heraus.



„Komm' Sie, Frau!" sagte er.

„Erst den Priesterrock anziehen, Herr Magister, und ein Kruzifix nehmen," rief die Frau, ihn aufhaltend.

„Wozu das?" fragte er.

„Ach Gott, sonst hilft ja hier keine Arzenei, — der — o hilf Herr Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist! (hierbei schlug sie ein Kreuz) — der Gottseibeiuns ist ihm in der Kirche erschienen."

„Narrheit!" murmelte Theophilus, doch wohl wissend, daß man tiefgewurzeltem Aberglauben behutsam zu Leibe gehen müsse, erfüllte er den Wunsch der Frau.

Todtenstarr, mit verzerrtem Antlitz lag der Schulmeister auf einer Schütte Stroh in seiner Stube. Theophilus trat zu ihm, befühlte ihm den Puls und flößte ihm einige Tropfen ein. Dann forderte er die Frau auf, ihm zu erzählen, was vorgefallen. Sie berichtete, ihr Mann habe in der Kirche noch das Altartuch aufmachen wollen, weil morgen der neue Magister Kommunion halte. Wie er etwa fünf Minuten fort gewesen, sei er schon wieder gekommen, wie eine Kalkwand im Gesicht zur Thür hereingetreten und mit dem Ausruf: „Der Teufel! der Teufel!" zusammengesunken.

„Hätte er nur dem Teufel die Laterne an den Kopf geworfen, wie Dr. Luther auf der Wartburg das Tintenfaß, so würde der Schemen schon Reißaus gemacht haben“ — er wollte hinzufügen: der Teufel erscheint nur denen, die ihn im Kopfe oder im Herzen haben, allein er besann sich, daß er damit die Frau nur verwirren statt belehren würde.

Es gelang ihm allmälig, einiges Leben in den starren Körper zurückzurufen. Die Schulmeisterin mußte ein ordentliches Bett in der Stube zurechtmachen. Theophilus legte den Kranken hinein, gab ihm noch eine Essenz und erwartete die weitere Wirkung. Indem er über den Vorfall nachdachte, fiel ihm ein, daß die Erscheinung doch wohl etwas Reelleres gewesen sein könne, als ein durch den Zauberspiegel abergläubischer Furcht objektivirtes Gebild der Einbildung, vielleicht hatte sich ein Kirchendieb eingeschlichen, die neue Altar- und Kanzelbekleidung zu stehlen. Er erinnerte sich, wie die Pfarrmagd heut Morgen mit einem der berüchtigten Brüder Freier bei der Waldhütte gesprochen, konnte sie nicht diesem von dem kostbaren Geschenk gesagt haben? Da Theophilus augenblicklich hier nichts weiter thun konnte, so forderte er von der Frau eine Laterne und einen guten Stock.

Die Frau brachte zwar beides, aber als sie

auf ihre Frage vernahm, zu welchem Zweck, erschrack sie und bat ihn, nicht so verwegen zu sein. Aber er ließ sich nicht zurückhalten. „Das Kruzifix will ich Ihr da lassen," sagte er und ging. Er schritt stracks nach der Kirche; als er zwischen den Todtenkreuzen über den Kirchhof schritt, war es ihm, als huschte unweit von ihm eine weibliche Gestalt vorüber, aber ob er auch nachsprang und überall umherleuchtete, so entdeckte er doch nichts Lebendiges auf der stillen Todtenstadt. Die Kirche war offen, er trat hinein und auf einen weichen Gegenstand. Es war das Altartuch, das der Schulmeister vor Schreck hatte fallen lassen. Er hob es auf und schritt, behutsam umherleuchtend, nach dem Altar. Nirgends etwas zu sehen und zu hören. Auch die Sakristei war leer. Als er wieder am Altar vorüber ging, fiel ein Lichtstrahl auf einen Gegenstand auf dem Altartisch, der den Strahl auf Theophil's Augen zurückwarf. Er trat näher und fand einen Kelch mit Hostienteller aus getriebenem Silber und aufblickend statt des einen zinnernen Kruzifixes, was zeither hier gestanden, ein zweites, ebenfalls von Silber. Waren das die vor mehreren Wochen geraubten Gegenstände? Wie kamen sie wieder hierher? Er nahm sie mit und trug sie, nachdem er sich noch einmal überzeugt, daß nichts

Verdächtiges in der Kirche war, in die Pfarre. Der Pfarrer erkannte sie als das gestohlene Eigenthum der Kirche.

Theophilus erzählte dann, was geschehen, er war aber kaum zu Ende, als die Schulmeisterin kam und weinend berichtete, ihr Mann verlange nach der letzten Wegzehrung. Sofort versah sich Theophilus mit dem Erforderlichen dazu und ging zu dem Sterbenden. Denn ein solcher war der Schulmeister. Er war schon halbbewußtlos und starb unmittelbar nach dem Genuße des Abendmahls als ein Opfer eines aus falschem Schriftverständniß geflossenen düsteren Aberglaubens.

Es war drei Tage später, am Tage der Beerdigung des Schulmeisters, als Dore von der traurigen Zeremonie hinweg zu Theophilus trat und ihn um eine Unterredung unter vier Augen bat, die er gern gewährte.

„Was bringt mir meine liebe Beichttochter denn?“ fragte er, auf seinem Zimmer mit ihr Platz nehmend, wobei er sich in Ermangelung eines zweiten Stuhles seines Koffers bediente.

„Ich komme für einen reuigen Sünder um Gnade zu bitten,“ sagte sie; „er hat eine gute That thun wollen und schweres Unheil angerichtet. Er

will gern beichten, aber er traut sich nicht hierher. Wenn Er sich zu mir bemühen wollte, Herr Magister, so würde einer schwergeängstigten Seele geholfen."

„Es versteht sich, daß ich mich dazu nicht nöthigen lasse. Soll ich gleich jetzt mit gehen?"

„Wenn Er so gut sein will."

„Ich bin bereit."

Sie gingen zur Waldhütte. Bei ihrem Eintritt in die Stube erhob sich von der Ofenbank die dünne Gestalt des ‚dürren Schneiders' und verneigte sich tief. Gleichzeitig sprangen die theils am Tische, theils am Boden sitzenden Kinder auf und streckten dem freundlichen geistlichen Herrn die Hände entgegen. Nachdem sie Theophilus der Reihe nach geliebkost, begrüßte er den blinden Greis und wendete sich dann an den Schneider.

„Er wünscht mit mir zu reden, Träger?" sagte er zu ihm, „wollen wir vielleicht hinausgehen, um allein zu sein?"

„Das ist nicht nöthig," versetzte der reumüthige Schelm; „ich werde nicht so laut reden, daß es die Kinder verstehen."

Theophilus setzte sich mit ihm an ein Fenster, und Träger gestand, daß er der Kirchenräuber gewe-

sen, der die silbernen Gefäße gestohlen, doch habe er noch einen Gehilfen gehabt. Um einer Entdeckung vorzubeugen, hätten sie die Beute einstweilen im ‚schwarzen Grunde' vergraben und erst dann veräußern wollen, wenn Gras über das Verbrechen gewachsen wäre. Er, Träger, habe früher viel gestohlen, besonders Pferde. Seit dem Tode seiner Frau aber und seit er mit Dore in nähere Berührung gekommen, habe er sich von seinem Spießgesellen zurückgezogen, der Diebstahl an dem Pferde des Magisters sei seitdem der einzige Raub gewesen, den er begangen. Nun erfuhr Theophilus, auf welche Weise ihm Dore sein Roß wieder verschafft. Er warf einen dankbaren und innigen Blick auf sie, die sich an ihr Figurenschneiden gemacht hatte. Träger bekannte nun weiter, daß er in jener Nacht durch Dore zur vollen Erkenntniß seiner Schlechtigkeit und zur wahren Buße gebracht worden. Auf ihr inständiges Bitten sei er den Sonntag darauf in die Kirche gegangen, den neuen Magister zu hören, und dessen Predigt und ganze Erscheinung habe ihm das Herz aufs Tiefste erschüttert. Von da an habe er eine große Sehnsucht empfunden, sich ganz mit Gott zu versöhnen, zu beichten und zu Gottes Tisch zu gehen. Er habe dieß seiner Freundin Dore endlich

heut Morgen vertraut, und die habe ihn dazu aufgemuntert, aber auch darauf aufmerksam gemacht, daß ihm das Segensmahl nur zum Gericht gereiche, wenn er nicht vorher alles unrechte Gut, das er etwa habe, wieder in die rechten Hände gebracht. Da seien ihm die geraubten Kirchengefäße schwer aufs Herz gefallen, sonst habe er kein gestohlenes Gut mehr besessen. Nun habe er sich doch geschämt, seiner Freundin zu gestehen, daß er der Kirchendieb sei, noch mehr sich gefürchtet, sich sonst jemandem als solchen zu erkennen zu geben. Die menschliche Gerechtigkeit schütte gleich das Kind mit dem Bade aus und sei so unversöhnlich; um ihr nun nicht in die Hände zu fallen, habe er sich vorgenommen, sich nächtlicherweile in die kühnheider Kirche zu schleichen und die geraubten Sachen auf den Altar zu stellen. Aber wie er bei finsterer Nacht im größten Unwetter sich der Kirche genähert, sei er von einer Todesangst befallen worden. Er hätte sich nicht in die Kirche hineingetraut. Da sei er hinausgelaufen in die Waldhütte, habe der Dore alles vertraut und sie gebeten, mit ihm zu gehen. Sie sei gleich bereit gewesen, und so wären sie mit einander zur Kirche gegangen. Glücklich wären sie vermittelst eines Dietrichs hineingekommen und hätten die Gefäße und

das Kruzifix an ihren Ort gebracht. Aber wie er vom Altar gestiegen, sei der Schulmeister in die Kirche getreten. Dore habe sich ruhig hinter den Altar versteckt, er, Träger, aber sei heftig erschrocken, doch der arme Schulmeister leider noch viel mehr, der habe ihn kaum erblickt, so habe er laut geschrieren und die Flucht ergriffen. Er, Träger, habe so freien Paß gehabt, und sich über Hals über Kopf, ohne sich um Dore zu bekümmern, aus dem Staube gemacht. Doch an ihrer Hütte habe er auf sie gewartet und da habe sie gesagt, sie sei langsam aus der Kirche gegangen und habe noch auf dem Kirchhof Gott für seine Bekehrung und Bußthat gedankt. Da wäre jemand mit Licht gekommen, und nun sei auch sie geflohen. Am anderen Morgen nun habe er erfahren, welches Unglück er angerichtet, und seitdem verfolge ihn das Gespenst des todten Schulmeisters.

Wäre Theophilus noch in dem idyllischen Wahn vieler unserer Zeitgenossen befangen gewesen, in deren Phantasie Unschuld und ländliche Einfalt gleichbedeutend sind, so würde er mit Schaudern in seinem Beichtsohne eine gräßliche Abnormität erblickt haben. Aber ihm stand das fest: je näher der Mensch dem Naturzustande, desto mehr ist er Bestie. Und seitdem

er den rohen, unmittelbaren Zustand der Menschen in seinem jetzigen Wirkungskreise mit eigenen Augen wahrgenommen, war ihm alles Böse, das in den Kreis seiner Erfahrung fiel, eine ganz natürliche Folge dieses Zustandes. Eine Abnormität war ihm Dore, die trotz ihrem Falle ihm um eine ganze Himmelshöhe über ihrer Umgebung und ihren Verhältnissen zu stehen schien. Das Bekenntniß Träger's überraschte ihn daher durchaus nicht. Statt dem Reuigen eine Strafrede zu halten, zeigte er ihm vielmehr in sanftmüthiger, aber klarer und überzeugender Weise das ganze Elend der Sünde und stellte diesem Bilde das strahlende Gemälde eines gottseligen Lebens entgegen. Dann ging er zu einer mehr vertraulichen Unterhaltung mit dem Sünder über und erlangte binnen zwei Stunden eine genaue Kenntniß von dessen wahrem Geisteszustand, der ein Chaos von dunklen Rechtsbegriffen, Diktaten der Sinnlichkeit und abergläubischen Vorstellungen von den höchsten Dingen bei einer Fülle von Gemüth war.

„Ich werde den Sonntag zeitig in Rübenau sein und Ihn vor der Kirche besuchen, da wollen wir uns noch besonders mit einander auf das heilige

Mahl vorbereiten. Jetzt zieh' Er heim in Frieden." So schloß Theophilus diese Unterredung.

Träger ging. Wie er in Gedanken verloren die Hütte verließ, bemerkte er nicht, daß dieselbe von fünf Spähern beobachtet wurde, die im nahen Dickicht versteckt waren. Es waren die vier Brüder Freier, und der Bastel. Sie blieben in ihrem Versteck, bis Theophilus, von Dore geleitet, vor der Thüre erschien. Sie hörten ihn noch die Worte zu ihr sagen: „Um diesen gefallenen Bruder hast Du Dir ein großes Verdienst erworben; er wäre vielleicht ewig verloren gegangen, hättest Du ihm nicht die Hand gereicht. Gott segne Dich!" Er gab ihr die Hand, die sie inbrünstig küßte, dann ging er wohlgemuth heim.

Zehntes Kapitel.

Die Ankunft der Gräfin.

„Habt Ihr's nun gesehen?" fragte der Bastel seine vier Genossen, wie sie aus ihrem Versteck sich in den Wald zurückzogen, „glaubt Ihr mir nun? Wir sind alle fünf geprellt, und der ‚dürre Schneider' ist Hahn im Korbe, weil er vor dem Pfaffen

zu Kreuz gekrochen. Und nun können wir auch noch sehen, wo wir uns vor den Spürhunden der Gerechtigkeit verbergen, denn daß der reuige Sünder nun uns alle verrathen wird, ist so gewiß, daß mir schon der Hals juckt, als fühlte er Meister Knüpfauf's Halsband."

„Du bist nicht gescheidt, Bastel," sagte einer der vier Brüder. „Wie kannst Du nur denken, daß die Dore diesen Zwirnsfaden von Schneider nehmen sollte!"

„Je nun," sagte der Bastel, „das Weibsbild hat einen eigenen Kopf und wer weiß, was der Pfaff dabei gethan. Wo der Teufel ein Weib unter den Fittig eines Pfaffen treibt, da verliert der Kaiser die Macht über sie."

„Ja wenn der Kaiser Bastel heißt," versetzte ein zweiter der Brüder. „Nein, Bastel, Du bist auf dem Holzweg, nicht der Schneider, der Pfaff ist's, der uns die Dore vor der Nase wegfischte."

„Der Pfaff?" sagte der Bastel, „habt Ihr's denn nicht gehört, wie er die Dore dafür segnete, daß sie dem dürren Schneider die Hand gereicht?"

„Das verstehst Du falsch," entgegnete ein Freier; „wir wissen ganz genau, daß sie's mit dem Pfaffen hält, wir wußten's gleich den ersten Abend, wo er

hier angelangt ist. Ihm allein müssen wir zu Leibe. Der dürre Schneider thut uns hier keinen Schaden. Aber weil er sonst den Falschen gegen uns spielt, uns das Kirchengeschmeide heimlich ausgeführt und wieder heimgebracht hat, so wollen wir ihn d'ran kriegen. Es paßt ganz charmant in unseren Kram, daß er den reuigen Sünder bei gesundem Leibe spielt, da wird er es umsomehr thun, wenn er krank ist, und wir machen ihn zu unserem Werkzeug, ohne daß er etwas von unserem Plane erfährt oder ahnt."

„Was habt Ihr denn für einen Plan?" fragte der Bastel.

„Nun, wir haben uns ausgedacht, es muß jemand in Rübenau sich berichten lassen und zwar des Nachts, da wollen wir dem Schwarzrock im Walde auflauern und ihm genug geben, und der sich berichten läßt, das muß der dürre Schneider sein."

„Wie wollt Ihr ihn dahin bringen?" fragte der Bastel wieder.

„Nun ich geb' ihm etwas in seinen Wachholder," war die Antwort, „etwas nicht zum Garaus, aber das ihn doch tüchtig niederwirft — das hat er um uns verdient, der Gaudieb! Es muß ihm sein, als ging' es auf die Letzt' und da wird er schon nach dem Pfaffen schicken."

Der Plan ward gutgeheißen und seine Ausführung bei gelegener Zeit beschlossen.

Mittlerweile nahte die Zeit heran, in welcher die Ankunft der Gräfin zu erwarten war. Die besten Zimmer des alten Herrenhauses waren in einen erträglichen Stand gesetzt; ein Wagen voll Möbelwerk war von der nächsten Besitzung der Gräfin, Rückerswalde, herbeigeholt worden; Dore hatte alles wohl gesäubert, geordnet und mit Hilfe der kleinen Hedwig und ihres ältesten Schwesterkindes geschmückt. Sie fand sich für ihre Mühwaltung reichlich belohnt durch die Zufriedenheit ihres Beschützers mit allem, was sie gethan. Die ganzen Empfangszurüstungen wurden durch Ehrenpforten am Hofthor und am Eingang des Herrenhauses gekrönt. Das Hauptmaterial dazu war grünes Tannenreisig, das der nahe Wald in Menge lieferte. Da Blumen in und um Kühnheide selbst für schweres Geld nicht zu erlangen waren, so schaffte Dore einen zierlichen Schmuck für die Ehrenpforten aus den rothen Beeren der Eberesche, woran es in der Nähe Ueberfluß gab. Sie fertigte daraus die schönsten Festons, Rosetten und Sterne, welche sie an den grünen Tannenwänden geschmackvoll anbrachte. Zuletzt setzte sie aus diesen Beeren noch ein riesenhaftes „Willkommen!“ zusammen, das

aus dem dunklen Tannengrün weit hinausflammte. Theophilus war entzückt über die ganze Ausstattung und Dore namenlos glücklich über seine Freude.

Aber mitten in ihrem Glück schlug ihr das Herz auch manchmal bange vor der Stunde, wo sie den Vater ihres Kindes wiedersehen sollte. Denn Theophilus erwartete denselben ganz bestimmt im Gefolge der Gräfin. Er hatte dieß gegen Dore geäußert und dabei die Hoffnung durchblicken lassen, wie nun für sie alles noch gut, ihre Ehre wieder hergestellt werden und alle Wünsche ihres Herzens in Erfüllung gehen könnten. Sie hatte darauf zur Antwort nur einen Seufzer gehabt, dem forschenden Freunde durchaus kein Zugeständniß gemacht, daß sie zu Oesterreich in irgendwelcher Beziehung stehe.

Theophilus wünschte den Empfang so feierlich als möglich zu machen. Gerne wäre er — der jetzt auch die Schulmeisterstelle versah — mit der Schuljugend entgegengezogen, allein nur etwa ein Zehntheil dieses großen Barfüßlerkorps war mit anständiger Kleidung versehen. In Lumpen mochte er sie doch nicht vorführen. So mußte er sich begnügen, daß er mit den wohlhabenderen Familien des Ortes die Ankommende am Hofthor erwartete und von da nach dem Herrenhause aus den wenigen festfähigen

Schulkindern eine dünne Gasse bildete. Musik hatte er über die Grenze herüberkommen lassen. Der Hammerverwalter hatte ein paar Böller aus dem alten Eisen hervorgesucht und zu Willkommsschüssen in Stand gesetzt. Am Waldrande waren diese unter der Bedienung zweier Hammerknechte aufgestellt. Die Läuter der Kirchenglocken standen auch instruirt auf ihrem Posten.

Dore hatte den Empfangsfeierlichkeiten ausweichen wollen. Aber sie war die einzige Person, welche im Herrenhause Ordnung halten konnte, und so mußte sie da bleiben. Schon bei früher Zeit waltete sie an dem festlichen Tage in den durch ihre Hand geschmückten Räumen. Am Abend vorher war schon der Küchenwagen mit dem Koch gekommen, der nun in seinem Bereich unumschränkt herrschte, schlachtete, buk und kochte. Dore ging ihm an die Hand, wo es noththat, und er ließ sich eine so schmucke und flinke Gehilfin wohlgefallen. Sie sah aber auch zum Entzücken aus in ihrer neuen Tracht. Der marienberger Schneider hatte ein Meisterstück eines züchtigen, netten und kleidsamen Anzuges geliefert — freilich hatte sie genau angegeben, wie er sein sollte. Der dunkelgrüne rotheingefaßte Merinorock mit dem knappen schwarzen Sammtspenser, der weißen Falbelkrause, und der blütenweißen Leinenschürze stand ihr aller-

liebst. Selbst der Pachter, der den Hof durch die ‚lose Dirne' für verschimpft hielt, meinte: „Eine schöne Person ist die Wetterhexe, das muß man ihr lassen" — und er söhnte sich mit ihrer Gegenwart fast aus, wenn er überlegte, wie seine unbeholfene Hausehre hätte mit den Umständen fertig werden sollen, die auf einmal hier gemacht werden mußten.

Genau um eilf Uhr Vormittags verkündeten die Böller am Waldrand das Insichtkommen der gräflichen Equipage. Alsbald begann das Glockengeläut und aus allen Häusern stürzten die Leute das Niegesehene zu sehen. Was ein Festkleid hatte, sammelte sich am Hofthore. Die noch immer üble Beschaffenheit des in aller Eile ausgebesserten Weges gestattete nur ein schneckenmäßiges Vorwärtskommen des Fuhrwerks, dem unser alter Bekannter, der Akzis-Inspektor aus Marienberg, als Ihrer Exzellenz Gerichtshalter in Gala vorritt. Endlich nahte es. Der Gerichtshalter machte vor dem Thore Halt, zog und schwenkte seinen Dreimaster und ließ unter einem Vivathoch, in welches die versammelte Menge donnernd einstimmte, die stattliche Kutsche an sich vorbei in den Hof fahren.

Theophilus wartete unter der Ehrenpforte am Herrenhause, an der oben das purpurne ‚Willkommen!'



grüßte. Er öffnete, als die Kutsche hielt, den Schlag, und half einer hohen Frauengestalt in schwarzseidenem Mantel heraus, welche seinen ehrerbietigen Bewillkommnungsworten ein freundliches „Guten Tag, mein lieber Freund!“ erwiederte, sofort seinen Arm nahm und sich nach kurzer freudiger Betrachtung der Ehrenpforte von ihm treppan führen ließ.

Dore stand oben im Korridor und schaute halbversteckt durch das dortige Fenster hinab. Sie sah, wie nach der Gräfin eine zweite, jüngere und eleganter gekleidete Dame, und nach dieser ein junger, fast ebenso eleganter Herr ausstieg, welche nun auch Seit' an Seite die Ehrenpforte in Augenschein nahmen. Dabei begegnete Dore's Blick dem des jungen Mannes — ein Schrei entrang sich ihrer Brust, sie zog sich eilig zurück, flog durch den Korridor und wollte sich in irgendeinen Winkel flüchten — aber eben kam die Gräfin mit Theophilus die Treppe herauf und sie stand dicht vor ihnen —

„Das ist die Werkmeisterin, die hier alles geschaffen, was etwa Ihres Empfanges würdig ist, unsere Dore Helbig,“ sagte Theophilus zur Gräfin.

„Guten Tag, meine Liebe!“ sagte diese in leutseliger Weise, „ich bin überrascht von Deiner Schöpfung, Du hast Geschmack und Geschick. Der Herr

Magister hat mir viel Gutes von Dir geschrieben, ich hoffe, wir werden uns nun näher kennenlernen und ich kann vielleicht von Deiner Geschicklichkeit profitiren." Sie nickte ihr freundlich zu und ging mit Theophilus in ihre Zimmer.

Dore stand wie angewurzelt da und starrte der hohen und doch so milden Erscheinung nach. Ihr war unbeschreiblich wohl und wehe zu Muth. Da rauschte etwas die Treppe herauf — die andere Dame am Arm des jungen Herrn nahte sich. Dore erblaßte und zitterte, sie wollte fliehen und konnte nicht, sie hätte mögen in die Erde sinken, aber sie mußte stehen bleiben und sehen, wie der Geliebte ihrer Jugend, der Vater ihres Kindes am Arm der fremden Dame vorüberging, ohne sie selbst eines Blikkes zu würdigen —

„Na was steht Sie denn da und hält Maulaffen feil!" schnarrte plötzlich die Stimme der dicken Pachterin die Arme an, nachdem sie eine Weile mit thränenden Augen dagestanden hatte, „jetzt gibt's zu thun für Sie, der Koch sucht Sie, Sie soll die Chokolade serviren!"

„Was!" entgegnete Dore; „ich hier serviren, hier drinnen vor den Herrschaften? Nimmermehr!"

„Ei Sie hat ja die Tage daher alles beschickt

und gethan, als könnte Sie alles allein; fällt Ihr nun Ihre Schande bei und meint Sie, daß es sich für eine solche Dirne nicht schickt, die gnädige Herrschaft zu bedienen, daß Sie gar nicht hierher gehört, he?"

Dore wendete der Frau stolz den Rücken und stieg die Treppe hinab, dem Koch zu erklären, daß sie nicht serviren könne.

„Ei Sie ist ja sonst so geschickt, Sie wird doch die paar Tassen Chokolade präsentiren können," sagte der Koch — „die Kammerjungfer hat noch mit ihren Schachteln zu thun, sonst würde ich der's auftragen."

„Trag' Er's auf, wenn Er will," erklärte Dore, „mich bringt Er nicht dazu! ich kann es nicht und es ist mein Amt nicht."

„Was gibt's? ist die Person noch widerspänstig und hochmüthig?" rief eine männliche Stimme hinter Doren. Sie sah sich um und erblickte den Gerichtshalter. „Wird Sie gleich thun, was man Ihr befiehlt? Sie sollte es für eine hohe Gnade halten, daß Sie zu solchem Dienst ersehen wird. Vorwärts marsch mit der Chokolade, daß man etwas Warmes in den Leib bekommt!" Er schüttelte sich, denn er war ziemlich ausgefroren.

Dore weigerte sich beharrlich zu serviren. Der Gerichtshalter ward wüthend und erhob die Reitpeitsche wider sie, da trat der Magister ein und befreite sie, indem er dem Koch befahl, die Chokolade selbst zu serviren.

Dore sah ihm mit einem dankbaren Blick nach. Dann ging sie an ein stilles Plätzchen im Hause und weinte.

„Er geht an mir vorüber und sieht mich nicht," sprach sie bei sich, „er bewegt sich in Gesellschaft großer Herrschaften wie ihresgleichen, und ich soll ihn und sie bedienen als Magd, er ist geehrt, und mich meinen die Gemeinsten mit Füßen treten zu dürfen. Das ist gräßlich. Wo ist da ein Sinn und Verstand d'rin? Wie, wenn ich jetzt hinginge, und holte das Kind der Sünde und träte mit ihm hinein in die vornehme Gesellschaft und hielte es ihm vor und schriee es laut aus: ‚Da sieh Dir Dein Kind an und mich, die um seinetwillen hinabgestoßen worden unter den Auswurf der Menschheit! Ich fordere meine Ehre zurück und den Vater für mein Kind!'"

Sie fühlte sich mächtig gereizt, diesen Gedanken auszuführen. Aber eine noch mächtigere Stimme in ihr rief: „Was wäre damit gewonnen, wenn Du ihn entlarvtest und zum Genossen Deiner Schmach



machtest? Würde er dadurch ein Mann werden? ein Mann, wie Du ihn brauchst — eine feste Stütze im Leben, ein Hort Deines unsterblichen Wesens? Und was gilt Dir die Verachtung der Gemeinen, wenn Dir die Achtung der Edlen nicht fehlt? Ist nicht der edelste der Menschen Dein bester Freund? Ja," sagte sie ruhiger, „ich will mein Schicksal tragen wie bisher, verachtet doch er, er mich nicht. Was frag' ich sonst nach Menschen!"

Bei dem Gedanken an Theophilus fiel ihr ein, was sie die vier Brüder im schwarzen Grunde hatte über ihn sagen hören, und welche Gefahr ihm darnach von dieser Seite drohe. Sie hatte ihn gewarnt und beschworen, in keinem Falle einem nächtlichen Rufe nach Rübenau zu folgen. Er hatte darauf ruhig erwiedert: „Ich werde alle Zeit dahin gehen, wohin mich die Pflicht ruft, aber ich werde auf meiner Hut sein, und Gott wird mich schützen."

Er war doch wohl etwas zu sorglos der gute Magister. Dore dachte mit Beben an die Möglichkeit, daß er einmal unerwartet gerufen werden und dem Rufe folgen könne, ohne daß sie etwas davon erführe. Und dann könne sie nichts thun, ihn zu schirmen. „Ich könnte dem Unheil vorbeugen," sagte sie bei sich, „wenn ich dem Gerichtshalter den ganzen

Anschlag verriethe. Das würde dem Herrn ganz willkommen sein — er würde mich dann auch nicht mehr für so schlecht halten — aber da käme der arme Träger mit hinein.“ Und sie verwarf den Gedanken der Anzeige, oder beschloß doch seine Ausführung bis auf die äußerste Noth zu verschieben.

Während sie noch so sann, trat der Koch zu ihr: „Wo steckt Sie denn, Dorchen? Ich habe schon das ganze Haus nach ihr durchsucht! Es that mir leid, daß der Herr Inspektor um meinetwillen Sie so anschnaubte. Das ist ja ein alter Isegrimm. Weiß Sie was, wir wollen uns hernach dafür entschädigen. Die gnädige Frau Gräfin gibt diesen Nachmittag freien Tanz, da bitte ich mir Sie dazu aus.“

„Ich tanze nicht,“ erwiederte Dore.

„Warum denn nicht, bin ich Ihr nicht recht?“

„Ich tanze überhaupt gar nicht, weil ich keine Freude daran habe.“

„Ich hab’ gehört, alle gebirg’schen Mädchen tanzen gern.“

„Das kann sein — ich hab’s auch gern gethan, aber nun ist’s vorbei.“

„Vorbei, bei Ihr? bei einer so jungen, schönen,

flinken Jungfer? Nein, das kann nicht sein, ich glaub's nicht und lasse Sie nicht los."

„Er wird mich wohl loslassen müssen, wenn ich nicht will — im Ernst, ich tanze nicht."

In diesem Augenblick kam die Zofe der Gräfin heran. Sie schoß einen wüthenden Blick auf Dore, und sagte zu dem Koch: „Die Herrschaft will heute um drei Uhr speisen, richten Sie sich danach ein." Und sie faßte den Arm des Küchenmeisters. Er machte noch eine Verbeugung gegen Dore und ging mit der Zofe. „Sie werden sich doch mit dieser Person nicht einlassen!" sagte diese im Abgehen — „von der hat mir die Pachterin schöne Geschichten erzählt; ich begreife gar nicht, wie man die hier dulden kann."

Auch Dore ging langsam nach dem Vorsaal zurück. Da trat Theophilus auf sie zu, und sagte: „Gut, daß ich Dich treffe, Dore, die Gräfin wünscht Deine Fertigkeit im Ausschneiden zu bewundern, komm' doch mit herein!"

Dore erschrak und zitterte heftig. „Gott! Herr Magister! nur das nicht — nur jetzt nicht!"

„Was ist Dir denn? Du zitterst ja am ganzen Körper, Du fürchtest Dich doch nicht vor der Gräfin? Sie ist ja so leutselig und gütig gegen Dich! Oder magst Du dem Sekretär nicht unter die Augen kommen?"

Er fixirte sie, und Dore bedachte, wie sie durch ihr Benehmen ihr Geheimniß verrathen müsse. „Er hat Recht, Herr Magister, die gnädige Frau ist so gütig gegen mich, und was sie befiehlt, das muß ich thun, ich gehe mit.“

Sie folgte dem Magister. Unter der Thür des Zimmers nahm sie eine feste Haltung und ruhige, gefaßte Miene an. Die Gräfin saß da umgeben von der jungen Dame, ihrem Sekretär und dem Gerichtshalter. Theophilus beobachtete das Gesicht des Sekretärs und sah es sich entfärben. Sonst blieb es ruhig.

Die Gräfin empfing Dore in ihrer vorigen leutseligen Weise. Sie hielt in der Hand eine Papierfigur, ein Werk Dore's, das ihr der Magister gegeben. Sie bezeugte ihr ihren Beifall darüber und ersuchte sie, doch einmal zu zeigen, wie sie das mache. Dore forderte Papier und Scheere und fragte, was sie schneiden solle. Die Gräfin verlangte einen Bergmann. In wenig Augenblicken war das Werk fertig. Die Gräfin bezeugte ihre Verwunderung und sagte: „Das ist wahrhaftig ein außerordentliches Talent und das konnte unbemerkt bleiben, das ließ man hier elend verkümmern! Wie ist es, Liebe: hast Du nicht schon im Silhouettenschneiden Dich versucht?“

Dore wußte nicht, was eine Silhouette war.



Die Gräfin erklärte es ihr. „Wenn ich schwarzes Papier hätte, so möchte ich das wohl einmal versuchen," sagte Dore. „Das muß geschafft werden," versetzte die Gräfin, „ich sorge dafür. Du mußt Dein schönes Talent durchaus ausbilden. Oesterreich" — sagte sie zu dem Sekretär — „vergessen Sie nicht Silhouettenpapier zu verschreiben."

Oesterreich verneigte sich und betrachtete mit der jungen Dame die von Dore eben ausgeschnittene Figur. Er verrieth jetzt durch nichts eine Verlegenheit oder ein tieferes Interesse für Dore. Theophilus, welcher seiner Sache schon ziemlich gewiß zu sein glaubte, ward irre; er hielt den jungen Mann einer so großen Verstellungskunst nicht fähig.

Dore ward von der Gräfin aufs Huldvollste entlassen. „Solange ich hier bin, mußt Du in meiner Nähe bleiben. Deine häuslichen Pflichten kannst Du verrichten, aber die übrige Zeit verweilst Du hier — Willst Du?"

Dore wagte nicht, nein zu sagen, obschon ihr der Boden unter den Füßen brannte, auf welchem der Mann weilte, der so innig an sie gebunden war und dieses Band doch so gänzlich verleugnete.

Sie blieb noch mehrere Stunden im Herrenhause. Der Koch suchte sie wiederholt zu überreden,

daß sie ihn zum Tanz begleite. Aber sie blieb bei ihrer Weigerung. Er mußte sich endlich mit der Zofe begnügen, die zwar seinen Arm nahm, ihm aber im Herzen grollte, sie, die so alte und gegründete Anrechte auf seine Liebe zu haben glaubte. Gegen Abend verließ Dore das Herrenhaus und eilte mit halbgebrochenem Herzen ihrer Hütte zu. Sie war Oesterreich noch öfter unter die Augen gekommen, aber er war ihr gleich fremd geblieben, er hatte vor ihren Augen der jungen Dame den Hof gemacht.

Fräulein Agnes, so hieß die junge Dame, war, wie Dore durch den Koch erfahren, die Tochter eines Pfarrers auf einem der Güter der Gräfin im Niederlande. Sie war von der Gräfin erzogen worden und galt für ihre Adoptivtochter. „Der Herr Sekretär spekulirt auf die gute Partie,“ hatte der Koch gesagt, „und er scheint Glück bei ihr zu haben. Ja, ich glaube ganz bestimmt, hier wird ein Paar fertig, denn auch die Gräfin scheint dem Sekretär wohlzuwollen, und dann ist er ein gemachter Mann. Pfarrer wird er dann ganz gewiß.“

„Wenn ich will!“ hatte Dore unwillkürlich gedacht, und auf dem Heimwege kam der Gedanke ihr wieder und wieder, und wenn ihr Herz blutete vor



dem Gefühle verrathen und verstoßen zu sein, so gewährte es ihr doch eine gewisse Genugthuung, das Schicksal dessen, der sie verrieth, in der Hand zu halten.

So wandelte sie dahin ohne aufzublicken. Da weckten sie nahe Tritte aus ihrem Sinnen, — sie sah auf und vor ihr stand — der Bastel. Sie hätte ihn bald nicht erkannt, denn er ging in schmucker Jägertracht und trug einen falschen Bart. Sie griff nach ihrer Schutzwaffe, die sie nie ablegte. Aber er winkte und sagte: „Laß nur, Dore, hast Ruhe heute von mir! Ich gehe auf einer anderen Fährte. Gibt der hübschen Kinder jetzt mehr in Kühnheide. Ich gehe zum Tanz."

„Der Verwegene!" dachte Dore, und beide verfolgten ihren Weg weiter.

„Wenn es doch wahr wäre," dachte Dore im Weitergehen, „wenn er auf einer anderen Fährte wäre und ließe ab von mir. Dann wäre ich doch einen Dränger los, der im Grunde der gefährlichste ist." Sie betrat ihre Hütte mit leichterem Herzen.

Als sie am anderen Morgen wieder ins Herrenhaus kam, berichtete ihr der Koch, weil sie nicht mit zum Tanz gegangen, habe er auch kein Vergnügen dort gehabt. Er könne ihr nun auch gar nicht ver-

denken, daß sie's ihm abgeschlagen; hätte er gewußt, daß es so roh zuginge, so würde er sie gar nicht dazu aufgefordert haben. Desto besser hätte es der Kammerjungfer gefallen. Die habe ihn erst ärgern wollen, indem sie mit Anderen schön gethan, besonders mit einem böhmischen Jäger; aber wie er gegangen, sei sie doch auch noch geblieben, und er habe vom Kutscher gehört, daß sie fortwährend mit dem Jäger getanzt und sich auch gegen Morgen von ihm habe heimführen lassen."

„Wie sah der Jäger aus?" fragte Dore, an den Bastel denkend.

Der Koch beschrieb ihn und sie fand ihre Ahnung bestätiget. Ihr war leid um das Mädchen, das in so gefährliche Hände gerathen war. Wie anders als mit Jammer und Unheil konnte diese Bekanntschaft für es enden, wenn sie fortgesetzt wurde? Dore fühlte sich getrieben, die Zofe zu warnen. Sie war ihr zwar gestern sehr hochmüthig und abstoßend begegnet, aber das war kein Grund, sie blind ins Verderben rennen zu lassen. Bei der ersten Gelegenheit, wo sie dem Mädchen begegnete, hielt sie es an und sagte: „Jungfer, wenn Sie mir ein gut gemeintes Wort vergönnen will, so komm' Sie einmal mit mir."



In der Zofe siegte die Neugier über den Widerwillen, sie folgte Doren auf die Seite. „Sie hat gestern mit einem Jäger getanzt, einem Menschen von sehr hübschem Aussehen, nicht?“ fragte Dore.

„Ja, ein bildhübscher Jäger hat mir die Ehre erwiesen, zehnmal hübscher als der Kasserolmeister — hat Sie was dawider?“

„Ich würde mich vielmehr über die Bekanntschaft freuen, wenn ich nicht fürchtete, Sie könnte dabei sehr unglücklich werden.“

„Ei kümmere Sie sich doch um sich; denkt Sie, ich werde mich so vergessen wie Sie?“

Dore kämpfte ihren Schmerz und Zorn nieder. „Sie kennt den Jäger nicht,“ sagte sie, „er ist nicht, was er scheint, sondern ein verkappter Räuber.“

„Hahaha!“ lachte die Zofe auf; „hält Sie mich für so dumm, daß ich mir so etwas für Wahrheit aufbinden ließe? denkt Sie denn, ich weiß nicht, wer Sie ist? Mein Karl ein Räuber? Sie ist eine Räuberdirne, eine Diebshehlerin und Gott weiß, was noch! Da hat Sie Ihr Fett, und nun lasse Sie mich ungeschoren!“

Der armen Dore war wieder einmal, als müsse ihr das Herz brechen. „Barmherziger Gott!“ schrie sie inwendig, „hat denn die Schmach kein Ende, und

soll ich denn zugrunde gehen unter den Fußtritten der Menschen?“

Da tönte wie tröstender Engelgesang hinter ihr eine Stimme: „Dore, Du weinst?“

Sie wandte sich um und Theophilus stand vor ihr. Er forschte nach der Ursache ihrer Thränen, aber es lag nicht in ihrem Charakter, Andere zu verklagen, und nun *er* freundlich mit ihr redete, war ja alles gut! —

Eilftes Kapitel.

Ein Diebstahl.

Es folgte nun eine Reihe in der Natur trüber und stürmischer, für Dore's Gemüth ziemlich heiterer und friedlicher Tage. Der Winter kam mit allen seinen Schauern über das Gebirge und verbreitete über die traurige Hochfläche von Kühnheide vollends die Oede des Todes. Eine einzige Nacht gab ihr eine fußdicke Schneedecke, und wenn es am Tage aufhörte zu schneien, so lagerten sich dicke Nebel zwischen Himmel und Erde. Mehrere Tage lang



machte der Schnee die Bewohner des Herrenhauses zu Gefangenen.

Die Gräfin benutzte diese Gefangenschaft, sich mit ihrer gebildeten Umgebung, insbesondere mit Theophilus, der sich mit Anstrengung seinen Weg nach dem Herrenhause bahnte, und dem Gerichtshalter über Mittel und Wege zu berathen, wie man der hiesigen Gemeinde am schnellsten und sichersten aufhelfen könne. Darin waren alle einverstanden, daß eine gründliche Hilfe von der Verbesserung der sittlichen Zustände ausgehen müsse, aber über den Weg zu diesem Ziele gingen die Meinungen in zwei Richtungen auseinander. Der Gerichtshalter fand das Heil einzig und allein in einer Ausrottung des Bösen durch das Schwert der Gerechtigkeit, und ihm stimmte sowohl Fräulein Agnes als, wohl nur dieser zu Gefallen, der Sekretär Oesterreich bei. Der Magister dagegen drang auf tüchtigen Schulunterricht mit einer strengen Schulordnung für die Jugend, auf Arbeits- und Erwerbssicherstellung für die Erwachsenen, bis eine Generation herangewachsen, die durch Bildung und Geschicklichkeit im Stande sei, sich selbst zu helfen. Da die gegenwärtige erwachsene Bevölkerung zu keiner anderen Arbeit geschickt sei, als zu grober Handarbeit, so möge man



einen großen Torfstich anlegen, wobei leicht fünfzig Arbeiter einen großen Theil des Jahres lohnende Beschäftigung finden könnten. Noch mehr Hände wären zu beschäftigen, wenn man mit der churfürstlichen Regierung ein Abkommen träfe, die ausgedehnten Sümpfe der nahen fiskalischen Waldung entwässern zu lassen, wodurch das Klima und der Boden der ganzen Gegend wesentlich verbessert würde.

Da die Gräfin sich der Ansicht des Magisters zuneigte, so drang diese durch, zum großen Verdruß des Gerichtshalters, der am liebsten gleich eine große Inquisitionskammer aufgerichtet und dieser jeden überantwortet hätte, der ihm irgendwie verdächtig schien — auch die ‚Wilddiebsdirne‘, die zu seinem großen Aerger sich im Herrenhause täglich unentbehrlicher machte.

„Paßt nur auf, Herr Sekretär,“ sagte er, als ihm endlich das Wetter nach Marienberg zurückzukehren erlaubte, beim Abschied von Oesterreich; „an dieser Dirne wird sich über lang oder kurz die Thorheit der philanthropischen Wirthschaft zeigen. Der Magister hat seinen Narren an ihr gefressen und bedenkt nicht, welche Schlange er seiner gnädigen Gebieterin an den Busen legt. Diese Dirne gehört



ins Zuchthaus und nicht in das Haus einer Gräfin, wo sie nur die Gelegenheit abwartet zu mausen."

„Ich begreife auch nicht," erwiederte der Sekretär, „wie der Magister diese Person so protegiren und in das gräfliche Haus bringen kann. Ich will sie selbst zwar für ehrlich halten, aber wenn sie solche Verbindungen hat, wie Sie und andere Leute sagen, so ist ihr Aus- und Eingang hier immer bedenklich und anstößig."

Gut für Dore, daß sie von dieser nichtswürdigen Auslassung ihres Jugendgeliebten nichts wußte.

Während jenes Gesprächs war sie beschäftiget, im Seitenflügel des Herrenhauses eine Klöppelschule für die weibliche Jugend von Kühnheide einzurichten, welcher sie als Lehrerin vorstehen sollte. Das war ein erwünschter Wirkungskreis für sie. Sie war eine vorzügliche Klöpplerin und hätte die schöne Erfindung der Barbara Uttmann schon längst noch viel mehr ausbilden können, wäre sie dazu aufgemuntert worden. Das heimatliche Klöppelwesen lag damals sehr danieder, die namentlich in Sachsen grassirende Sucht nach dem Ausländischen gestattete nur französische und brabanter Spitzen zu tragen, für welche kein Preis zu hoch war; das vaterländische Gewebe wurde verächtlich bei Seite geworfen. Nur ganz geringe



Sorten desselben wurden zu gewissen Zwecken und in den niederen Volksklassen begehrt. Kein Wunder, wenn das ganze Gewerbe dabei verfiel. So hatte auch Dore ihre Geschicklichkeit darin nie ausbeuten können und wegen der Geringfügigkeit des Verdienstes, den es gewährte, sich nach anderem Erwerb umsehen müssen. Jetzt, als die Gräfin sie gefragt, was sich wohl thun ließe, um die weibliche Jugend zu nützlicher, lohnender und dem weiblichen Wesen zusagender Arbeit heranzuziehen, hatte sie geäußert: es gäbe für Mädchen und Frauen keine bessere Arbeit als das Spitzenklöppeln, wenn es recht getrieben würde. Leider kauften die Spitzenherren jetzt nur schlechtes Zeug, das nichts lohne und die ganze Klöppelei zur Pfuscherei mache; wenn aber die vornehmen Leute feine erzgebirgische Spitzen kauften und so bezahlten wie die ausländischen, da würden sich geschickte Leute genug finden, die das Klöppelwesen im Gebirge auf einen anderen Fuß brächten. Da hatte die Gräfin sich gleich erboten, soviel feine Spitzen, als Kühnheide liefere, kaufen zu wollen. Dore möge die Sache nur in die Hand nehmen. Und Dore hatte die Sache in die Hand genommen, sie hatte den Plan zu einer Klöppelschule entworfen und führte ihn nun auf Kosten der Gräfin aus.



Die Eltern waren nicht gleich geneigt, ihre Kinder der neuen Anstalt, wo sie von Früh bis Abends zu verweilen hatten, anzuvertrauen. Diese Abneigung zu überwinden, schenkte die Gräfin allen, welche ihre Kinder schickten, die aufgelaufenen Zinsen- und Steuerreste, und ließ alle eintretende Kinder bekleiden. Auch ward manchen Eltern selbst durch die Eröffnung der Klöppelschule ein Verdienst gewährt, indem ihnen das Schneeschuren übertragen und gut bezahlt ward, ohne welches die Kinder unmöglich zur Schule kommen konnten.

Vortrefflich kam Dore ihr Zeichnentalent in ihrem neuen Berufe zustatten. Sollte die Anstalt ihren Zweck erfüllen, so mußten vor allen Dingen neue und schöne Muster geschafft werden, nach welchen geklöppelt wurde, und diese Muster konnten nur von Leuten geschaffen werden, die des Zeichnens und Klöppelns zugleich kundig waren. Bisher hatte das Musterschaffen im Gebirge in den rohesten Händen gelegen, die Klöppelbriefe (so nennt man die langen rothen oder weißen Papierstreifen, auf welchen die Muster theils vorgezeichnet, theis mit Nadeln vorgestochen sind) wurden von alten Weibern oder invaliden Bergleuten gefertigt, die vom Zeichnen keine Idee hatten. Dore wollte ihre Briefe selbst stechen. Sie erinnerte den Magister

an sein Versprechen, ihr Zeichnenunterricht zu ertheilen. Er säumte nicht, es zu erfüllen, und es bedurfte nur einer kurzen Anweisung, um sie mit der Handhabung des Bleistiftes so vertraut zu machen, daß sie alles treu nachzeichnete, was ihr vor die Augen kam. Nun ging das Musterentwerfen los, und prächtige Muster gingen aus ihren Händen hervor, nach welchen dann leicht schöne und reiche Spitzen geklöppelt werden konnten.

Damit es Doren möglich sei, mit den Pflichten ihres Berufes die Sorge für ihre Familie zu verbinden, ward dieser ein zum Rittergute gehöriges, leerstehendes Hirtenhaus eingeräumt.

„Nun wird's Zeit, daß wir alle Thüren und Kästen verschließen," meinte die Pachterin, „nun haben wir die ganze Diebesbrut auf dem Halse" — und dem Pachter wollte es durchaus nicht zu Kopf, daß er das Gesindel mit seinem Geschirr hereinholen sollte. Aber gegen den ausdrücklichen Befehl der Gräfin gab es keinen Widerspruch. „In polizeilicher Hinsicht ist's besser so," meinte der Gerichtshalter, „da hat man das ganze Nest unter den Augen und kann es in einem Zuge fangen, wenn's Zeit ist."

Dore waltete mit heiterer Emsigkeit unter ihren kleinen Mädchen. In die oberen Regionen kam sie



selten, und nur, wenn ihr Beruf sie zur Gräfin führte. Es war ihr doch stets schmerzlich, wenn sie Oesterreich begegnete und sich fortwährend von ihm verleugnet fand. Daß er sich nicht um sein Kind bekümmerte, nicht einmal darnach fragte, empörte ihr Mutterherz, und mehr als einmal kam ihr der Gedanke, ihn wenigstens an seine Vaterpflicht zu erinnern. Aber ihr sittlicher Stolz, der mit dem Bewußtsein ihrer Kraft und Würde stieg, verwarf den Gedanken.

Sonst blieb sie lange von kränkenden Erfahrungen verschont. Selbst die Zofe Sophie ward freundlicher gegen sie. Dore hatte in der fortwährenden Zerstreuung, die ihr Beruf gewährte, die auf dem Tanzboden von dem Mädchen gemachte Bekanntschaft vergessen, und so wurde derselben zwischen ihnen nicht mehr gedacht. Eines Abends aber ging Dore später als gewöhnlich nach Hause. Der Mond schien klar und hell auf die glänzende Schneeflur. Da sah sie hinter dem Herrenhause zwei Gestalten verschiedenen Geschlechts eben von einander gehen. Ihr scharfes Auge erkannte die Zofe und den Bastel in Jägertracht. Ihr that das Herz weh über die Verblendung des eitlen Mädchens. Sie konnte nicht umhin, sie noch einmal zu warnen. Der Bastel ging den Weg nach ihrer verlassenen Waldhütte zu, die Zofe ging nach



dem Herrenhause. Sie mußte an Dore vorüber und diese erwartete sie.

„Sie mag mir's übelnehmen, oder nicht, Jungfer," redete sie das Mädchen an, „ich muß Ihr noch einmal sagen, daß Sie da eine unheilvolle Bekanntschaft gemacht hat. Wenn Sie nicht auf mich hört, so muß ich's der Herrschaft sagen, daß sie Sie vor dem Unglück hütet, in das Sie blindlings rennt."

„Was Sie sich doch auch um mich sorgt," erwiederte die Zofe minder bös als das erstemal, „ich habe dem guten Karl nur dieß erste Stelldichein bewilligt, weil es auch das letzte sein sollte. Er geht morgen aus der Gegend fort und wollte gern Abschied von mir nehmen. Das konnte ich ihm doch nicht abschlagen. Was ist da weiter für Unheil dabei?"

„Wenn es so ist," sagte Dore, „wenn es wirklich nur ein Abschieds-Stelldichein war, so mag es passiren. Sie kann froh sein, wenn der Mensch fortgeht und Ihr nie wieder unter die Augen kommt, das kann Sie mir glauben."

Die Zofe lenkte das Gespräch auf andere Dinge und nahm nach einigem Geplauder freundlich Abschied. Dore ging in ihre Wohnung, wo sie sich noch eine Stunde mit ihren Kindern beschäftigte und diese dann zur Ruhe brachte. Sie selbst konnte noch



nicht schlafen. Die abendliche Zusammenkunft der Zofe mit dem Bastel beunruhigte sie doch noch. Wie, wenn der Bastel die Bekanntschaft nur unterhielt, um die Zofe über die Gelegenheit zum Rauben auszuforschen. Und wenn dieß der Fall war, wenn der fürchterliche Räuber einen Raubanschlag auf das Herrenhaus hatte — war dann nicht für das Leben der Gräfin zu fürchten? War es nicht Pflicht, diese zu warnen und zu Vorsichtsmaßregeln aufzufordern? Dore verließ ihre Wohnung und eilte nach dem Hofe. Er war verschlossen. Die Thurmuhr schlug elf — da lag freilich hier wohl alles im tiefen Schlafe. Sie wartete eine Weile — dann umkreiste sie die Gutsgebäude, ob sie etwas Verdächtiges wahrnähme. Als sie sich wieder dem Hofthor nahte, kam eine Männergestalt auf sie zu — es war der Pachter. „Hollah! was ist das?" rief der sie an, „was hat sie um Mitternacht noch hier zu suchen?"

„Ach, Herr Pachter!" antwortete sie, „wenn Er doch wachen wollte, daß die gnädige Herrschaft nicht von Räubern überfallen würde!"

„Oho!" sagte der Pachter — „wenn Sie mit einer solchen Warnung kommt, da hat's gute Wege. Heute können wir da gewiß ruhig schlafen, aber morgen, wenn Sie vielleicht denkt, wir sollen sicher ge-

worden sein, weil heute Ihre Warnung unnütz gewesen, wollen wir wachen. Geh' Sie heim und sorge Sie, daß Sie nicht einmal festgenommen wird, wenn Sie zur Nachtzeit da herumspionirt."

Dore seufzte und ging in ihre Wohnung zurück. Vom Schlaf war aber nun erst recht keine Rede bei ihr; zu der vorigen Unruhe kam nun die Aufregung der eben erfahrenen Kränkung. Sie öffnete ein Stubenfenster und schaute hinaus. Die Glocke schlug zwölf, sie schlug eins. — Dore war endlich am Fenster doch einwenig eingenickt, da weckte sie der Glockenschlag und ihr Blick fiel auf das Herrenhaus. Sah sie recht, oder war es eine Sinnentäuschung? Dort am Giebel, gerade wo sich das Schlafzimmer der Gräfin befand, lehnte eine Leiter; die hatte vorhin nicht dort gelehnt. Von einer furchtbaren Angst ergriffen, stürzte Dore aus der Stube. Wie sie eben ihre Hausthür aufriß, stieg ein Mann eiligst die Leiter herab, und aus dem Schlafzimmer schrie eine weibliche Stimme: „Diebe! Diebe! Hilfe!" Der Mann floh der Waldhütte zu.

Dore faßte nach ihrem Fläschchen und stürzte dem Flüchtigen nach. Hinter ihr verhallte das Hilfegeschrei der Gräfin, denn deren Stimme glaubte Dore vernommen zu haben. Trotz dem tiefen Schnee des

Weges flog doch der flüchtige Mann wie ein Hirsch vor seiner Verfolgerin her. Sie kam ihm lange keinen Schritt näher, und wenn er den Wald erreichte, konnte sie ihn schwerlich erlangen. Sie strengte ihre Kräfte auf das Aeußerste an; nur in jener Nacht, wo es galt, den Magister zu retten, war sie in gleicher Weise gelaufen. Und sie kam dem Flüchtling näher und näher. Endlich, ganz nahe am Walde, als er sie hart an seinen Fersen fühlte, wendete er sich um und zückte ein Messer gegen sie — es war der Bastel, sein Auge flammte Wuth, sein Antlitz glühte dunkelroth vor Erhitzung, er war fürchterlich anzuschauen. Doch Dore erbebte nicht, ebenso schnell, wie jener sein Messer, hatte sie ihr Fläschchen erhoben und rief: „Zucke Dich, und Du bist verloren!"

„Was willst Du von mir?" rief er, „warum läufst Du mir nach?"

„Weil Du gestohlen hast — gib Deinen Raub heraus, und ich krümme Dir kein Haar!"

„Hahaha!" höhnte er, „bist Du unter die Haltfeste gegangen? Spritz zu mit Deinem Höllenwasser, ich fürchte mich nicht." Und er drang auf sie ein.

„Du willst es," preßte Dore heraus und schleuderte den Inhalt der Phiole gegen das Gesicht des Räubers. Er bog aus, doch nicht genug, ein Theil



der Flüssigkeit traf ein Auge. Der Räuber stieß einen Schrei aus, der Doren durch Mark und Bein drang; sie gerieth einen Augenblick dadurch außer Fassung, und diesen Augenblick benutzte der Räuber, sie zu unterlaufen und mit Riesengewalt sie zu umschlingen. Wie sehr sie sich auch wehrte, er trug sie leicht wie der Wolf ein geraubtes Lamm nach der nahen Waldhütte.

„Siehst Du, Liebchen, jetzt hab' ich Dich," sagte er, in die Hütte eintretend und die Thür hinter sich verriegelnd, „und nun sollst Du mir nicht mehr entgehen." Er trug sie in die leere, aber von ihm vorher geheizte Stube (denn er hatte seit einigen Tagen hier seine Wohnung aufgeschlagen), ließ sie auf den Boden gleiten, und kniete, sie immer umschlungen haltend, neben ihr nieder.

„Du kostest mich ein Auge," sagte er, „aber der Preis ist mir nicht zu hoch."

Todesangst raubte der Bedrängten einen Augenblick alle Besinnung. Aber ihre Natur war nicht darauf angelegt, sich in feiger Angst widerstandslos dem Verderben zu weihen. Im nächsten Augenblick gewann sie ihre höchste Spannkraft wieder und ihr Geist durchlief mit der Schnelligkeit des Blitzes alle Möglichkeiten der Befreiung. „Bastel!" sagte sie auf

einmal im bittenden Tone — „ich bin in Deiner Gewalt, Du weißt, ich ehre die Kraft und die Kühnheit, aber Du weißt auch, daß ich mich zu nichts zwingen lasse; laß mich jetzt Athem schöpfen, halte mich fest am Arm, oder kniee mir auf die Füße, nur laß mich um den Leib los, ich ersticke sonst."

Der Bastel konnte diesem Tone nicht widerstehen, er ließ sie los — im nächsten Augenblick hatte Dore ihm sein Messer entrissen und drohte ihn zu durchbohren. Er sprang entsetzt auf und lief an die Thür; dort hing ein Pistol, das riß er herab und hielt es ihr entgegen. „Schieß zu!" sagte sie, „wenn Du mich nicht tödtest, thu' ich's selbst, ehe ich mich Deinem Willen füge. Ich meine, Du kennst mich!"

Wohl kannte er sie und darum besann er sich, daß er durch Gewalt nicht zum Ziele kommen könne. Er legte sich aufs Bitten, und der wilde Räuber konnte so sanft und schmelzend girren, wie ein Ritter der Tafelrunde. Er machte Licht an, zeigte ihr seine heutige Beute, ein prachtvolles Geschmeide von Diamanten, das versprach er ihr und ein sicheres bequemes Leben in Böhmen, wohin er sich zurückziehen wolle, um ferner an ihrer Seite in Frieden zu leben.

Dore hörte alles ruhig an, sie nahm sogar den Schmuck in ihre Hand und bezeugte ihr Wohlgefallen

daran, ja sie ließ sich ihn zum Spaß anlegen und wußte den Räuber dadurch und durch sanfte Einrede über eine halbe Stunde hinzuhalten. Auf einmal wurden Stimmen draußen hörbar und im nächsten Augenblick ward an die Thür gepocht. Dore wollte einen Hilfeschrei ausstoßen, aber der Räuber setzte ihr das Pistol auf die Brust und drohte abzudrücken, wenn sie einen Laut von sich gebe. Das Pochen und Schreien draußen wurde ungestümer. „Es sind bei Gott Häscher!“ sagte der Bastel, „aber sie können lange pochen, eh' die Thür weicht. Wir können ganz bequem durch das Dach entkommen, willst Du mit?“

Dore erklärte sich bereit — sie kannte die Schliche in ihrer heimischen Behausung so gut wie der Bastel, man konnte auf den Boden nur mittelst einer Leiter gelangen. Ließ der Bastel sie voransteigen, so konnte sie ihn leicht hinter sich mit der Leiter umstoßen und so einen Vorsprung gewinnen, der ihr die Flucht vor ihm sicherte, stieg er — was unwahrscheinlich — voran, so konnte sie leicht durch den nahen Stall ins Freie gelangen. Der Räuber ließ sie vorangehen, aber wie sie die Leiter bestiegen hatte, sprang die Hausthür auf, rother Fackelschein drang blendend herein, der Pachter mit seinen Knechten und dem Hofjäger stürmte mit Flinten und Piken herein. „Da

steht sie! da ist sie! dacht' ich es doch, daß sie mit so was umginge!" rief der Pachter, gerade auf die von der vollen Fackelglut beleuchtete, in dem angelegten Diamantenschmuck feenhaft schimmernde Dore eindringend, die regungslos auf der Leiter stehen geblieben war, und Gott still für ihre Erlösung dankte. Der Bastel hatte sich an die Wand geschmiegt und den Moment, wo alles auf Dore eindrang, sich ihrer zu bemächtigen, gewandt wahrnehmend, entschlüpfte er aus dem Hause. Er ward zwar von dem Jäger im Hinausrennen noch bemerkt, dieser eilte ihm auch nach, aber der Räuber war wie der Blitz im Dickicht verschwunden. Unterdessen bemächtigten sich die Andern Dorens.

„Seht, da trägt sie den Raub an Hals und Armen!" sagte der Pachter, auf das Geschmeide deutend; „na wir wollen Dir gleich ein anderes Geschmeide anlegen, Du Banditenbraut!"

Was half es Doren, daß sie ihre Unschuld betheuerte, daß sie erklärte, wie sie hierher und zu dem Schmuck gekommen. In den Augen dieser Menschen war sie geächtet und gerichtet. Sie mußte die Diamanten mit eisernen Handschellen vertauschen und sich als Diebin ins Gefängniß führen lassen.

Die Gräfin sah den Zug von ihrem Zimmer aus kommen.

Weil der Mond gerade in ihr Schlafzimmer schien, hatte die Gräfin seit ein paar Nächten in dem daranstoßenden Zimmer ihr Lager aufgeschlagen. Immer aber litt ihr Schlaf durch den Einfluß des Mondes, und so hatte sie auch diese Nacht sehr unruhig geschlafen. Nach Mitternacht hatte sie im Schlafzimmer ein Geräusch vernommen. Sie war aufgestanden und an die Thüre geeilt, um zu lauschen. Da hatte sie deutlich Schritte und Gemurmel gehört, schnell mit einem Lichte sich waffnend, war sie in das Schlafzimmer getreten, der Luftzug hatte ihr zwar das Licht ausgelöscht, aber sie hatte doch deutlich gesehen, wie ein Mann zum Fenster hinausstieg und ein Frauenzimmer ihm ein Kästchen nachreichte. Sie war mit Hilferufen hinzugeeilt, aber das Frauenzimmer hatte sie zu Boden geschleudert und war zur Thür hinausgerannt. Sie hatte sich zwar aufgerafft und war ihm nachgeeilt, sie hatte es auch den Korridor entlang und die Treppe hinabjagen sehen, aber ehe sie in den Hausflur gekommen, war es verschwunden gewesen. Sie hatte nun im Hause Lärm gemacht, die erste Person, die ihr hierauf entgegengekommen, war die Zofe gewesen, welcher der Koch gefolgt war,



der sogleich den Pachter und den Jäger geweckt hatte. Mittlerweile hatte sie in ihrem Schlafzimmer nachgesehen und gefunden, wie ihr Toilettentisch erbrochen und ihr bester Diamantenschmuck daraus verschwunden gewesen. Sobald der Pachter mit seinen Leuten bewaffnet auf dem Hofe erschienen, hatte sie diesem den Diebstahl angezeigt und ihn zur Verfolgung des Diebes veranlaßt. Nun stand sie am Fenster ihres Schlafzimmers und sah die ausgesandte Schaar mit der vermeintlichen Diebsgesellin zurückkehren. Wer es war, konnte sie nicht erkennen, denn sie war sehr kurzsichtig — sie vermuthete, daß es dieselbe Person sei, welche sie im Schlafzimmer getroffen. Wie erschrak sie aber, als ihr der Pachter meldete, die Gefangene sei keine Andere als die Helbig Dore — und die Umstände bei der Gefangennehmung, wie er sie ganz schlicht und einfach erzählte, ließen keinen Zweifel an ihrer Schuld zu. Und wenn auch in ihrem Herzen sehr laute Stimmen sich dagegen erhoben, so vermeinte sie doch nicht, irgendwie hemmend in den Gang der Gerechtigkeit eingreifen zu dürfen. Alles, was sie thun zu dürfen glaubte, war der Befehl an den Pachter und durch diesen an den Gerichtsfrohn, die Gefangene gut zu behandeln.

Zwölftes Kapitel.

Oesterreich.

Nun hatte der Gerichtshalter und wer wie er die arme Dore verachtet und beargwohnt hatte, doch Recht. Jener war schon gestern Abends von Marienberg gekommen und begann bei früher Zeit den Prozeß wider die Gefangene einzuleiten. Die Zeugen wurden abgehört und ihre Aussagen umständlich zu Protokoll gebracht.

Der Gerichtshalter brachte das Protokoll zu Mittag mit zur Gräfin, wo auch der von dem Vorfall tief ergriffene Magister Theophilus zugegen war. „Da lesen Sie einmal, Magisterchen," sagte ersterer, diesem das Protokoll mit triumphirender Miene übergebend. Theophilus durchflog es. Da lagen allerdings fürchterliche Inzichten vor, Inzichten, denen er nichts entgegenzusetzen vermochte als seine moralische Ueberzeugung von der Unschuld der Angeklagten. Aber diese Ueberzeugung war auch unerschütterlich, mochte er noch so allein damit stehen, denn selbst die Gräfin war von den vorhandenen Inzichten gefangen. Theophilus kannte die Gerechtigkeitspflege seiner Zeit zu gut und er hatte zu viele Beispiele von Justizmorden

kennengelernt, als daß er nicht ernstlich für seinen armen Schützling hätte zittern sollen. Die Wahrscheinlichkeiten ihrer Verurtheilung und ihrer Freisprechung verhielten sich wie 10 zu 1. Aber was er thun konnte, ihre Unschuld ans Licht zu ziehen, das sollte geschehen. Um einen Anknüpfungspunkt zu haben, bat er den Gerichtshalter, ihm eine Unterredung mit der Gefangenen zu gestatten, aber obgleich selbst die Gräfin sich mit dafür verwendete, so blieb der Gerichtshalter doch bei dem Buchstaben der Prozeßordnung stehen, welche eine solche Unterredung nicht erlaubte. Denn nicht auf den Schutz der Unschuld, sondern allein auf Erhebung des Verdachts zur Schuld war das gerichtliche Verfahren jener Zeit berechnet.

Nach der Aussage des Jägers war der Bastel der Mitschuldige Dorens. Der Gerichtshalter hatte zu den Akten bemerkt, daß derselbe längst mit der Gefangenen unerlaubten Umgang gepflogen, wie denn die öffentliche Meinung immer diesen gefährlichen Räuber als den Vater ihres unehelichen Kindes bezeichnet habe. Und es sei auch nichts wahrscheinlicher als das, da erwiesen sei, daß der Bastel von der Zeit an, wo die Gefangene Mutter geworden, sie und ihr Kind, ja die ganze Sippschaft erhalten habe, bis man ihn wegen begangener Verbrechen gefänglich

eingezogen. Theophilus erkannte, wie gerade diese Bemerkung geeignet war, die aus den Akten erkennenden Richter gegen die Angeklagte einzunehmen; die thatsächlichen Indizien über das vorliegende Verbrechen gewannen durch eine so enge und unsittliche Verbindung der Gefangenen mit dem Räuber ein doppeltes Gewicht. Durch Entfernung dieses Verdachts war sehr viel gewonnen, und Theophilus beschloß, alles aufzubieten, den Vater von Dore's Kind zu entdecken.

Ein Zufall verhalf ihm ganz unerwartet zu dieser Entdeckung. Als er am anderen Nachmittage nach Dore's Gefangennehmung in seinem Studirzimmer saß, meldete ihm die kleine Hedwig, eine alte Frau aus Pobersau wolle mit ihm sprechen. Er bat sie einzuführen.

„Verzeih' Er, Herr Magister," sagte die Frau, „ich wollte Ihn sehr um eine große Gefälligkeit bitten. Er kennt wohl meinen Sohn, der bei der gnädigen Gräfin als Geheimschreiber und ich weiß nicht, als was noch, dient. Ich hab's erfahren, daß er mit hier ist, und da hab' ich mich aufgemacht, ihn zu sehen, denn es ist doch mein Kind, und ich hab' ihn schon über Jahr und Tag nicht gesehen — gewiß hat er keine Zeit, oder ist ihm der Weg zu schlecht,

mich zu besuchen, und darum komme ich. Aber da die Gräfin eine sehr stolze Frau ist, so könnt' es ihm wohl schaden, wenn ich arme alte Frau ihn im Herrenhause aufsuchte!"

„Wer hat Ihr denn weißgemacht, die Gräfin sei stolz?" sagte Theophilus, „gehe Sie in Gottes Namen ins Herrenhaus, die Gräfin wird sich freuen, die Mutter eines ihrer Diener zu sehen." Er wollte schon hinzufügen: „obgleich sie sich wundern wird, daß der Sohn nicht längst seine Mutter aufgesucht hat, da er ihr so nahe wohnt" — aber er unterdrückte diese Bemerkung, um das Mutterherz nicht zu kränken.

„Ich will aber doch lieber nicht hingehen," sagte die Greisin — „ich genire mich vor den vornehmen Leuten; wenn Er so gut sein wollte, ihn herkommen zu lassen, wäre mir's eine rechte Wohlthat!"

Theophilus widersprach nicht weiter, er hieß sie Platz nehmen und eilte gleich selbst nach dem Rittergute, den Sekretär Oesterreich herbeizuholen. Der machte kein besonders kindlich frohes Gesicht, als ihm der Magister sagte: „Ihre Mutter ist bei mir und wünscht Sie zu sehen." Doch nahm er sich gleich Urlaub bei der Gräfin und ging mit ins Pfarrhaus.

Theophilus ließ ihn bei sich eintreten und mit der Mutter allein. Er ging einstweilen in die Pfarr-

stube. Nach einer Viertelstunde hörte er Mutter und Sohn schon wieder die Treppe herabkommen. Er eilte hinaus — unter der Thüre hörte er die Frau sagen: „Ich konnte mir's auch nicht denken, daß Du Dich mit einer solchen Dirne so vergessen haben solltest, obgleich der Freier Franz von Rübenau Stein und Bein darauf schwor. Aber es gibt solche schlechte Menschen, die eine Freude daran haben, andern die Ehre abzuschneiden."

Vor der Hausthür verabschiedete sich der Sohn ziemlich kühl von der Mutter, die trotz ihrer Schwachheit und Gebrechlichkeit den sauern Winterweg nicht gescheut hatte, den geliebten einzigen Sohn aufzusuchen. „Thu' das nicht wieder," sagte er heuchlerisch zum Schluße noch, „es strengt Dich zu sehr an, ich komme lieber bald einmal zu Dir!"

„Ach ja, mein Fritz, thu' mir die Liebe, komm' bald zu mir, wer weiß, hast Du mich noch lange" —

„Adieu, Mutter, ich muß wieder an meine Arbeit!" Damit eilte er von dannen.

Die Mutter sah ihm lange mit feuchten Blicken nach. Sie hatte sich ihn doch anders gedacht — aber — „er mag wohl recht viel schwere Kopfarbeit haben," sagte sie zu seiner Entschuldigung. — Theophilus trat mit trauerndem Herzen zu ihr. Er

konnte nicht fragen, ob sie sich über ihren Sohn freue. Statt dessen fragte er sie: „Mit was für einer Dirne soll sich denn Ihr Sohn vergriffen haben, liebe Frau?"

„Ei denk' Er nur, Herr Magister, gerade mit der schlechtesten, die es auf Gottes Erdboden gibt, mit der Helbig Dore, die sie gestern als Diebin eingeführt haben, wie mir mein Sohn jetzt sagte."

„Aber Ihr Sohn leugnet das Verhältniß mit der Helbig Dore?"

„Freilich! er hat sie nie gesehen, ehe er jetzt hierher kam. Ich konnte mir's auch nicht denken, er hat immer auf seine Ehre gehalten, mein Fritz."

Theophilus wußte genug. Er warnte die Frau noch vor einem lieblosen und ungerechten Urtheil über die arme Helbig Dore und ließ sie in Frieden ziehen.

Dann ging er stracks dem Sekretär nach. Er fand ihn auf seinem Zimmer.

„Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, Herr Oesterreich," redete er ihn an, „ich verlange Aufrichtigkeit von Ihnen und glaube ein Recht dazu zu haben: — Haben Sie die Dore Helbig nicht früher gekannt?"

Der Gefragte senkte die Blicke und erröthete —

„Ich könnte mich nicht erinnern," sagte er —

„Ich verlangte Aufrichtigkeit," sagte Theophilus, „das ist nicht der Ton und die Miene der Aufrichtigkeit — besinnen Sie sich, Sie kannten die Dore Helbig doch schon, wie Sie noch auf der Schule waren, da wohnten Sie in einem Hause mit ihr"—

„Ach ja — es ist wahr — ich entsinne mich— ich war damals noch sehr jung — Tertianer" —

„Sie verrechnen sich — Dore war damals schon eine blühende Jungfrau und Sie sind um fünf Jahre älter wie sie. Sie müssen zu jener Zeit in Prima gesessen haben"—

„Ja — es kann sein" —

„Es war so — Herr Oesterreich, ich weiß alles — Sie sind der Vater des Kindes, das die arme Dore in all den Jammer und das namenlose Elend gestürzt, das sie seit Jahren zu erdulden gehabt. Sie haben sich jahrelang nicht mehr um sie gekümmert— jahrelang sie und Ihr Kind dem Elend preisgegeben — Sie sind ein Schurke!" —

„Ich wollte ja Schulmeister werden ihr zu Lieb', und sie heiraten, da wollte sie nicht"—

„Weil sie Ihre alte Mutter nicht um ihre Hoffnungen betrügen mochte, Sie haben das Opfer angenommen und sich damit davon geschlichen wie ein



Dieb. Sie haben dieses hochherzige Wesen nie begriffen, konnten es nicht begreifen, weil Sie selbst durchweg ein erbärmlicher Egoist sind. Aber Ihr Egoismus soll nicht triumphiren, während sein Opfer elend zugrunde geht. Sie werden jetzt Ihrer lange versäumten Pflicht nachkommen, werden gut machen, was noch gut zu machen ist, werden sich zur Vaterschaft Ihres Kindes bekennen und ihm und der unglücklichen Mutter Ihren Namen geben."

„Herr Magister!" versetzte der Sekretär erblassend, „was muthen Sie mir zu? Ich sollte dieses ‚tiefgesunkene' Geschöpf heiraten? Es ist wahr, ich habe den Jugendfehler begangen, ich war ein unerfahrener Jüngling und die Magd war so verführerisch, ich war schwach und ließ mich verführen — dennoch wollte ich ihr ihre Ehre wiedergeben, aber sie nahm mein Erbieten nicht an, gleichwohl wollte ich noch jetzt ihr meine Hand reichen, wäre sie noch wie damals und nicht so tiefgesunken, daß sie nun als Diebin im Gefängniß sitzt. Ein solches Verbrechen entbindet mich von jeder Verpflichtung"—

„Wie? auch Sie glauben an die Schuld der armen Magd? Doch das war bei einer solchen Gesinnung nicht anders zu erwarten, diese vermeintliche Schuld kam Ihnen ganz gelegen. Aber Sie sollen

sich doch einwenig verrechnet haben. Sie bauen fort auf die bewunderungswürdige Verschwiegenheit Ihres Opfers und Sie hatten ein Recht dazu, aber Sie selbst sollen jetzt das Siegel des Geheimnisses vor der Welt lösen, wie es gelöst ist vor mir. Sie sollen vor Gericht erklären, daß Sie der Vater von Dorens Kind sind. Diese Erklärung kann und soll vor der Gräfin nicht verschwiegen bleiben, und glauben Sie ja nicht, daß die edle Frau dann noch einen Mann in ihrem Dienste behalten wird, der seine heiligsten Pflichten so hartnäckig verleugnet."

„Um Gotteswillen, Herr Magister; Sie werden mich doch nicht unglücklich machen? Ich will alles thun, was ich thun kann, meinen Fehler gut zu machen, nur verlangen Sie nicht, daß ich die Diebin heirate! Ich will sie unterstützen, die Hälfte meines Gehaltes will ich ihr und ihrem Kinde aussetzen, aber stürzen Sie mich nicht in Schande, verrathen Sie nicht, in welchem Verhältniß ich zu der elenden Person gestanden!"

„Sie sind der Elende von beiden!" entgegnete der Magister gereizt. „Die arme, entehrte, als Diebin angeklagte und eingekerkerte Magd steht um eine ganze Himmelshöhe über Ihnen. Sie haben jeden Anspruch auf Achtung und Schonung verwirkt. Ich

gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen. Entweder Sie erklären dann vor Gericht Ihre Vaterschaft und Ihre Bereitwilligkeit, die Mutter Ihres Kindes zu ehelichen, und ich wirke dann zu Ihren Gunsten bei der Gräfin, oder ich verrathe selbst Ihr Geheimniß und stelle Sie in Ihrer ganzen Erbärmlichkeit dar, welche es Ihrer Gebieterin unmöglich macht, Sie ferner in ihrem Dienst zu behalten. Nun wählen Sie!"

In diesem Augenblick meldete der Jäger eine Frau, die mit dem Magister sprechen wolle. Der Magister hieß sie hereinführen. Die Frau war von Rübenau und brachte vom Schullehrer die Meldung, der Schneider Träger sei tödtlich erkrankt und begehre das heilige Abendmahl.

„Der arme Mann!" sagte Theophilus, „gehe Sie einstweilen in die Pfarre, liebe Frau, und warte Sie auf mich, ich nehme Sie dann in meinen Schlitten mit nach Rübenau."

Die Frau ging. „Also, Herr Sekretär, es bleibt dabei: morgen früh haben Sie sich zu entscheiden. Guten Tag."

Theophilus ging, sich noch von der Gräfin zu verabschieden. „Es ist schon so spät!" sagte sie, als er ihr gesagt, wohin er noch wollte; „Sie können



erst in der Nacht zurückkommen, wollen Sie nicht warten bis morgen früh?"

Theophilus erklärte, daß er in solchen Fällen keinen Aufschub kenne. Er habe ja ein gutes Roß, das werde ihn bei guter Zeit wieder nach Kühnheide bringen.

Er empfahl sich und war eine Viertelstunde später schon auf dem Wege nach Rübenau. Die Botin hatte er in dem nur einsitzigen Schlitten untergebracht; er leitete sein gutes Pferd von der Pritsche aus.

Während der Magister also seines Amtes wartete, befand sich der Sekretär in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte. Er hatte so glänzende Zukunftsaussichten gehabt. Agnesens Hand, nach der er wirklich strebte, war ihm von ihrer Seite gewiß, sobald die Gräfin ihre Einwilligung dazu gab, und diese zu erlangen, sah er bei ihrer echt humanen Gesinnung keine Schwierigkeit. Und gab ihm die Gräfin die Hand ihrer Pflegetochter, so sorgte sie auch für eine ihrer würdige Existenz des jungen Paares. Nicht ohne Bangen wegen der möglichen Entdeckung seines Verhältnisses zu Doren, war er der Gräfin nach Kühnheide gefolgt, aber ihre fortwährende Verschwiegenheit, ihr durchaus gleichgiltiges Verhalten gegen ihn, hatte ihn in Sicherheit einge-



wiegt. Nun war er aber auf einmal daraus aufgeschreckt, sah er das Gebäude seiner stolzen Hoffnungen auf Sand gebaut, ein Hauch aus dem Munde des Magisters konnte es über den Haufen werfen. Er zermarterte sich das Hirn, wie er dem drohenden Sturz vorbeugen könne. Er wollte zu Agnes eilen, sich ihr zu Füßen werfen, ihr alles gestehen und ihre Verzeihung erflehen. Aber er hatte den Muth nicht. Dann kam er auf den Gedanken, der Gräfin selbst ein offenes Geständniß abzulegen und dieser mit erheuchelter Reue seine Bereitwilligkeit zu erklären, Doren zu heiraten, wenn sie schuldlos aus ihrer Untersuchung hervorgehe, was er aber durchaus bezweifelte — aber schon vor der Thür der Gräfin stehend, erzitterte er in feiger Angst und kehrte um. Endlich gebar sein kreißendes Gehirn einen Plan, der seiner Geistesart völlig entsprach.

Es war Nacht. Ein schauriger Nordoststurm brauste über die öde Hochfläche und drohte Bäume zu entwurzeln und menschliche Wohnungen hinwegzufegen. Mit besonderer Wuth tobte er um das alte Herrenhaus und das daran stoßende Gerichtsgefängniß. Hier lag Dore auf dumpfer Streu, dahingegeben an alle Qualen der Einsamkeit. Seit zwei Tagen hatte ihr kein Menschenwesen freundlichen Zuspruch

gebracht, war sie getrennt von ihrer Familie, herausgerissen aus ihrem neuen, fröhlichen Wirkungskreise, hatte sie das Antlitz dessen nicht mehr gesehen, der ihr Freund, Schützer, Führer und mehr geworden war.

Sie lag da in dem herzbrechenden Gefühl der Verlassenheit, in der angstvollen Sorge um die Ihrigen, in der bittern Erinnerung an allen Jammer, alle Schmach und alle Unbill ihres Lebens, sie lag da im heißen Kampfe ihres besseren Selbst mit den Mächten des Verderbens. Wozu nun all ihr Ringen und Standhalten wider die ungeheueren Versuchungen ihres Lebens, wenn sie doch noch als gemeine Verbrecherin gerichtet ward? Und ihr heller Verstand erkannte nur zu gut die große Wahrscheinlichkeit dieses Falles. „O daß doch der heulende Sturm dieses Haus unterwühlte und über den Haufen stürzte, daß es mich unter seinen Trümmern begrübe!“ so betete sie in der höchsten Noth ihrer Seele.

Da knarrte die Thür ihres Kerkers, ein Lichtstrahl fiel durch die sich öffnende Thür und herein trat eine Männergestalt. Es war Oesterreich. Er zog die Thür hinter sich an, leuchtete in der Zelle umher und trat dann nahe an die Gefangene, die sich halb aufrichtete. Er räusperte sich und sagte: „Dore, Dein Schicksal geht mir zu Herzen“—

Dore starrte ihn eine Weile an. Sie war nicht gewiß, ob sie träume oder wache. Endlich fand sie Worte. „Ich dachte, Ihr kenntet mich gar nicht mehr," sagte sie, „ich weiß nicht, wie ich zu dieser Ehre komme."

„Das Mitleid treibt mich her" — erwiederte er, „Du bist zwar tief gefallen, aber es jammert mich doch, daß Du als Diebin ins Zuchthaus sollst, und ich will Dich retten."

„Wie?" rief Dore — „Ihr sprecht von tief gefallen — Ihr? Ihr sprecht von Mitleiden, das Ihr mit mir hättet — Ihr? Ei, wie tugendhaft und wie gefühlvoll Ihr seid! Und Ihr wollt mich sogar retten? Ich erstaune über Eueren Heldenmuth!"

„Du kannst noch spotten, Dore? Du kennst wohl Deine gefährliche Lage nicht ganz"—

„Nur zu gut kenne ich sie; wenn man sich in den Händen solcher Menschen sieht, wie Ihr seid, denn Ihr und der Gerichtshalter paßt zusammen, da müßte man blödsinnig sein, wenn man nicht das Schlimmste befürchtete. Ich bin darauf gefaßt."

„Aber Du sollst nicht so elendiglich zugrunde gehen, Dore — nicht vor meinen Augen — ich will Dich retten, ich kann Dich retten"—

„Wie wollt Ihr das machen?" fragte sie.

„Ich führe Dich hinaus — der Gerichtsfrohn liegt betrunken in seiner Stube, ich hab' ihm eine ganze Kanne Branntwein gegeben, hier ist ein Beutel mit Geld, den geb' ich Dir, ich bringe Dich über die Grenze und Du findest drüben gewiß leicht eine Zuflucht"—

„Und der Verdacht, daß ich eine Diebin, bleibt auf mir sitzen, ja wird dadurch erst recht bekräftiget! Nein — ich danke für Eure Rettung"—

„Denk' an die Deinigen, Deinen Vater, die unerzogenen Kinder"—

„Unter denen auch Euer Kind — meint Ihr, ich hab' einen Kieselstein in der Brust statt des Herzens, wie Ihr, daß ich nicht an mein Fleisch und Blut denke? Ich habe es noch nie verleugnet, das weiß Gott, und alles, was ich gelitten, hab' ich meines Vaters und meiner Kinder willen gelitten; sonst hätte ich diesem elenden Leben schon längst ein Ende gemacht. Aber eben weil ich an die Meinen denke, will und muß ich bleiben; wenn ich flöhe, könnte man denken, ich hätte ein schlechtes Gewissen, und auch die Guten verdammten mich dann, und zögen die Hand von den Meinigen ab. Bleib' ich aber, so behalten die doch wohl ihren guten Glauben und



nehmen sich der Meinigen an, mag aus mir werden, was will."

„Der Magister Starke war heute bei mir, er forderte mich dringend auf, Dich zu retten"—

„Wie? der Herr Magister schickt Euch? Also hat er mein gedacht? Doch das konnte ich mir denken — und nicht wahr, er glaubt nicht an meine Schuld?"—

„Er schwankt zwischen Glauben und Zweifel; jedenfalls hält er Deine Lage für hoffnungslos" —

„Ihr lügt, der Herr Magister kennt mich zu gut, als daß er nur einen Augenblick mich einer so schlechten That fähig halten sollte. Geht nur hin, wo Ihr hergekommen seid! Ich bleibe hier."

„Wenn nur der Magister zu Hause wäre, ich holte ihn auf der Stelle her, daß er bestätigte, was ich gesagt. Aber weil er Knall und Fall ganz spät nach Rübenau mußte, einen Todtkranken zu berichten, übertrug er mir, was er eigentlich selbst thun wollte — nämlich Dich zu befreien."

Dore war erschrocken von ihrem Lager aufgesprungen und stand da mit blassen Wangen, starren Augen und stürmisch wogender Brust. „Was sagt Ihr?" rief sie, „der Magister ist so spät nach Rübenau geholt worden, einen Todtkranken zu berichten!"

„Ja, er war gerade bei mir, um mir seinen Rettungsplan mitzutheilen, als eine Frau von Rübenau die Botschaft vom dortigen Schulmeister brachte, ein Schneider — ich glaube, sie nannte ihn Träger — sei auf den Tod erkrankt und begehre das heilige Abendmahl“ —

„Barmherziger Gott!“ rief Dore, „und er ist gegangen?“

„Ja, er ist in seinem Einspänner gleich mit der Frau fortgefahren.“

Dore sank auf ihre Kniee und flehte zu Gott, das Leben ihres theuren Freundes in seinen Schutz zu nehmen. Dann erhob sie sich und sagte entschlossen zu Oesterreich:

„Das ändert alles, vorwärts! ich folge.“

„Hier nimm das Geld“ —

„Behaltet Euer Geld — ich brauch' es nicht — vorwärts!“

Der Sekretär führte sie hinaus. Er verschloß die Thür des leeren Kerkers und trug die Schlüssel leise in die Stube des Frohns. Sobald Dore aus dem Hause war, eilte sie, ohne sich nach jenem umzusehen, der Straße nach Rübenau zu.



Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

Der Sturmwind hatte fast jede Spur von Bahn verweht, als Dore ihren Weg antrat. Nur mit der größten Mühe konnte sie denselben verfolgen. Sie mußte bis über die Knöchel im Schnee waten und oft sank sie knietief in eine Windwehe. Nichts Ermüdenderes, als eine solche Schneewanderung. Und Dore war entkräftet von der Haft, von Harm und Hunger. Sie hatte alle ihre Willenskraft nöthig, um das schwache Fleisch aufrecht zu erhalten. Heldenmüthig überwand sie eine sauere Strecke nach der andern. Aber endlich will es doch nicht mehr gehen. Der Tod hascht nach der kühnen Wanderin, er legt sich schmeichelnd um die müden Glieder und zieht sie nieder auf das weiße flockige Bett, das sein Bettmeister, der Winter, da ausgebreitet hat. Ach! nur einwenig ruhen — nur einwenig! flüstert er ihr zu — um Gotteswillen! schreit die Angst um den theueren Beschützer, sei standhaft, halte aus und wenn Dir das Blut unter den Nägeln hervorquölle! Wenn Du niedersitzest, bist Du verloren. — Und sie rafft sich noch einmal auf und watet fort. Wenn

sie so fortschreitet, kann sie in einer halben Stunde an Ort und Stelle sein. Aber nach einer Viertelstunde schon ist ihre Kraft zu Ende — sie hat das Menschenmögliche geleistet, und komme, was da wolle, hier muß sie sitzen bleiben und schlafen. Schon senken sich die müden Augenlider, schon schwinden ihr die Sinne — da weckt sie ein gellendes Pfeifen aus ihrer Betäubung. Noch einmal erwachen alle ihre Lebensgeister, das Pfeifen mahnt sie an ihren Zweck, denn es kann nur von den in der Nähe lauernden Banditen kommen — wehe! wenn sie in ihre Hände fiele, — die auf den höchsten Gipfel gesteigerte Angst verdreifacht ihre Kraft und schneller als erst eilt sie dahin. Unaufgehalten erreicht sie die Hütte Träger's. Ein einspänniger, umgelegter Schlitten vor der Thür zeigt an, daß der geistliche Besuch noch hier ist. Die Thür ist unverschlossen, und Dore tritt ein.

Richtig! da saß der theuere Mann in seinem geistlichen Ornat und belauschte den Schlummer des Kranken. Er hatte ihm zwar das Abendmahl gereicht, aber da er seinen Zustand nicht tödtlich gefunden, hatte er einen Heilversuch angestellt; auf die vorhandenen Symptome einer Vergiftung hin hatte er ein wirksames Brechmittel angewendet, infolge dessen der Kranke in tiefen Schlaf gefallen war.



„Gott Lob und Dank, daß ich nicht zu spät komme!" rief Dore beim Eintreten; aber sie fühlte sich einer Ohnmacht nah und fügte darum hastig hinzu: „Die Mörder lauern auf Ihn am Wege — kehre Er bei Nacht nicht zurück!" Die letzten Worte erstarben ihr schon auf den Lippen — sie wankte und sank bewußtlos in Theophil's sie auffangende Arme.

Er befahl Träger's Wärterin, schnell ein Lager am Boden zu bereiten. Als dieß geschehen war, legte er die todtenstarre Gestalt darauf und begann die Belebungsversuche, welche seine ärztlichen Kenntnisse ihm an die Hand gaben. Er zog ihr die nassen Kleider aus, er mußte ihre Brust entblößen, die jetzt vollkommen dem Alabaster glich — da lag nun das Götterbild vor ihm in seiner ganzen, wundervollen Schönheit, und zitternd nur konnte er sein Werk üben. Und wie nach langem, langem Mühen der Busen sich leise zu heben begann, wie sie die großen dunklen Augen aufschlug und ihn mit einem Blick unendlich tiefer Empfindung anschaute, da kam es wie Verzükkung über ihn. Aber nur einen Augenblick, im nächsten hatte er schon die volle Gewalt über seine Sinne wieder, und in seiner würde- und zugleich liebevollen Weise sagte er: „Gott Lob, daß Du wieder auflebst,

eine solche Ohnmacht habe ich noch nicht gesehen. Aber sage mir, wie kommst Du hierher?"

Dore erzählte ihm den Auftritt mit Oesterreich und wie sie nur von dem Verlangen, ihren Gönner zu retten, sich habe zur Flucht treiben lassen.

„Du gutes Herz!" sagte Theophilus hierauf, „ich war eben im Begriff, den Kranken zu verlassen, da jede Lebensgefahr bei ihm glücklich vorüber ist" —

„Aber nun muß Er bleiben!" fiel Dore ein. „Er muß den Morgen erwarten, dann nimmt Er mich in mein Gefängniß mit zurück."

„Wie? Du willst nicht weiter fliehen?" sagte er verwundert. „Unter den obwaltenden Umständen würde ich selbst zur Flucht rathen. Denn obschon ich weiß, daß Du unschuldig bist, fürchte ich doch, daß Dich die blinde Justiz verurtheilen wird. Weißt Du nicht irgendwo einen sicheren Zufluchtsort, wo Du abwarten kannst, ob Deine Unschuld an den Tag kommt oder nicht? Für die Deinigen will ich schon sorgen."

„Wenn Er's für besser hält, daß ich fliehe," versetzte Dore, „so möchte ich's wohl thun. Er kann mir nichts Schlimmes rathen. Wenn ich nur wüßte, wohin!"

„Ei bleib' Sie doch hier," sagte die Wärte-

rin, „hier sucht Sie niemand; der rübenauer Gerichtshalter fragt nichts nach dem kühnheider, und der darf auf dem rübenauer Gebiet nicht haussuchen. Und wenn's ja Gefahr kriegt, wir halten die Hausthür immer verriegelt und können vom Fenster die Straße weit übersehen, kommt was Verdächtiges, so heben wir schnell die Fallthür hier auf; da geht's hinunter in einen alten Bergstollen, der bei der hohen Buche zu Tage ausgeht."

„Dann rath' ich Dir, hier zu bleiben," sagte Theophilus, „ich will auch Deinem Rathe folgen und bis zur Morgendämmerung hier warten, aber dann muß ich heim, denn in der Pfarre werden sie um mich in Sorgen sein, und ich will sie nicht länger darin lassen, als es die äußerste Noth erfordert. Jetzt, liebe Frau," sagte er zur Wärterin, „schaffe Sie was zu essen für unsere Freundin da, sie ist ganz erschöpft."

Die Frau brachte Butter, Brot und Milch, woran sich Dore stärkte. Dann ruhte sie bis zur Morgendämmerung in einem bequemen Lehnsessel. Als da Theophilus aufbrechen wollte, fuhr sie aus ihrem Halbschlaf auf und sagte: „Es ist noch nicht geheuer draußen, wenn Er aber fort muß, so weiß ich einen guten Rath. Die Frau da ist eine Fuhrmannsfrau

und kann fahren. Sie mag Sein Geschirr nach der hohen Buche führen und dort warten; ich führe Ihn durch den Stollen dahin, und Er fährt auf dem zöblitzer Wege sicher nach Hause."

Dieser Rath ward nach einigem Widerspruch seiten des Magisters angenommen. Die Wärterin spannte den Schlitten an und fuhr in der dem Hinterhalt der Banditen entgegengesetzten Richtung auf die görkauer, von da nach der zöblitz-kühnheider Straße, indeß Dore eine Laterne anzündete und ihren Schützling durch den Stollen leitete. Sie erreichten glücklich den Ausgang. Der Schlitten stand schon da. Theophilus setzte sich ein und Dore sah ihn beruhigt dahinfahren. Der innige Händedruck, den er ihr beim Abschied gegeben, trieb ihr Blut schneller um, und manches herzliche Wort, das er zu ihr geredet, klang tröstend und beseligend in ihrem Innern nach, als sie durch die dunklen Windungen des engen Ganges zurückschritt. Die Wärterin hatte ihre Einladung, ihr zu folgen, abgelehnt, weil ihr darin zu sehr ‚graute.'

Als Dore nun allein an die Fallthür kam, hörte sie über sich in der Stube ein Getrampel. Sie blieb stehen und horchte. Durch das Getrampel drang ein Stöhnen und Murmeln an ihre Ohren. Das Blut starrte fast in ihren Adern. Sie kroch ganz nah' an



die Thür und legte ihre Ohren hinan. Da hörte sie die Stubenthür gehen und das Getrampel entfernte sich nach dem Hausflur.

Eine furchtbare Ahnung ergriff sie. Am Ende hatten die Räuber nach ihrem Opfer in der Wohnung Träger's gesucht und wollten, weil sie seine Flucht erfahren, an diesem Rache nehmen. Sich selbst vergessend, wollte Dore hinauf und dem Bedrängten zur Hilfe eilen. Aber sie fand die Thür von oben verriegelt. Sie horchte wieder. Das Getrampel verhallte außer der Hütte. Von Angst ergriffen, eilte sie wieder nach dem fernen Ausgang des Stollens und von da über der Erde nach Träger's Hütte zurück. Sie fand dieselbe leer. Aber als sie alle Räume durchsucht hatte, kam die Wärterin und berichtete ihr, wie sie vorhin nach dem Hause zurückgegangen, habe sie von weitem vier Männer, die einen Fünften getragen, quer über den Weg in den Wald hineingehen sehen. Sie habe sich aber gefürchtet und sei stehen geblieben, bis sie sich für sicher gehalten.

Dore sagte ihr, was sie erlebt, und daß Träger verschwunden sei, das müsse der Mann gewesen sein, den die vier getragen. Sie forderte die Wärterin auf, sie an die Stelle zu führen, wo dieselben über



den Weg gegangen waren; die Frau gehorchte und leitete sie an einen schmalen Seitenpfad der Straße. „Das ist der Weg nach dem Raubschloß," sagte Dore, „hier sind die frischen Fußtapfen der vier Männer, wir sollten ihnen folgen."

„Mich bringt Ihr nicht mit," versetzte die Wärterin, „wer weiß, was das für Männer waren und was sie vorhaben; was wollen wir schwachen Weiber gegen sie ausrichten? Am besten, wir zeigen die Sache an, aber nicht bei unserem Gericht, sondern bei dem kühnheider, denn unser Gerichtshalter ist ein gar zu schlaffer Herr!"

Dore sann eine Weile nach. Sicher waren die vier Männer die Brüder Freier gewesen und hatten etwas Schlimmes mit dem armen Träger vor. Sie hatte nicht die Macht, ihn ihren Händen zu entreißen, sie konnte nur ihrer Gewalt mit verfallen, wenn sie sie verfolgte. Jetzt war kein Grund mehr vorhanden, den Verrath ihres Geheimnisses zu fürchten; einmal war es durch Oesterreich schon an Theophilus verrathen, und dann verdiente dieser auch keine Schonung mehr; am allerwenigsten, daß sie um seinetwillen einen Freund in der Gewalt von Mördern ließ. Sie fand den Rath der Wärterin gut und beschloß, ihn zu befolgen. Aber nicht nach Kühnheide, sondern



nach Zöblitz eilte sie, dem dort wohnenden Amtmann von Lauterstein anzuzeigen, was sie einst im schwarzen Grunde aus dem Munde der vier Brüder gehört, und was sich in dieser Nacht zugetragen.

Der Amtmann hörte sie aufmerksam an. Er hatte schon oft bei den Gerichten von Rübenau vergebens auf strenge Maßregeln gegen das dortige verdächtige Gesindel, das so häufig seinen Sprengel beunruhigte, angetragen. Dore's Anzeige war ihm daher höchst willkommen. Der schwarze Grund sowohl wie das Raubschloß, wohin die vier verdächtigen Männer gegangen, lagen im lautersteiner Amtsbezirk, dort konnte der Amtmann nach Belieben schalten. Er ließ sofort die Jägerei und das Amtspersonal aufbieten und führte dasselbe unter Dore's Leitung nach dem Kriegswald, und hier zu dem Raubschlosse.

In der Zeit aber, während welcher die ganze Expedition zustande gebracht ward, war an dem armen Träger das Gräßlichste geschehen, was Dore nur hätte ahnen können. Es waren wirklich die vier Brüder Freier gewesen, welche in der Gesellschaft des Bastel, nachdem sie vergebens die ganze Nacht auf die Rückkehr des Magisters gelauert, Träger's Behausung aufgesucht, und da sie hier den Schlitten

ihres Opfers nicht mehr vor-, sondern der Spur nach in der Richtung nach der görkauer Straße abgefahren gefunden, den Bastel zur weiteren Verfolgung der Spur ausgeschickt hatten, während sie selbst den Träger über die Zeit der Abfahrt zu befragen in die Hütte gegangen. Zu ihrer Verwunderung fanden sie den Träger ganz munter und eben im Begriff, aus dem Bette zu steigen. Muthiger als sonst empfing er sie gleich mit der spöttischen Aeußerung: „Wollt Ihr Euch bei mir wärmen, weil Ihr die ganze Nacht auf dem Anstand gelegen und das edle Wild nicht gefangen? Nun, kommt nur; zum Glück ist auch Euer Köder noch im Stande, Euch ein Glas Wachholder vorzusetzen, das nicht mit Rattenpulver versetzt ist! Aber ich will Euch schon auf die Finger sehen, daß Ihr mir das nicht wieder thut, Ihr saubern Apotheker!“

Die Mordgesellen sahen sich entlarvt, sie wähnten, Träger habe ihren Anschlag geahnt und den Magister verrathen, der infolge dessen einen andern Weg eingeschlagen. Racheschnaubend fielen sie über ihn her, verstopften ihm den Mund und schleppten ihn fort nach dem Raubschloß, wo sie mit dem Bastel wieder hatten zusammentreffen wollen. Wirklich gesellte sich derselbe hier zu ihnen, um Träger's Ver-



derben gewiß zu machen; denn bei dem Bastel gesellte sich zur getäuschten Erwartung auch die Eifersucht, die er noch immer nicht überwunden.

Es erfolgte nun eine Szene, deren ausführliche Schilderung uns die Leser erlassen wollen. Wir erzählen sie ganz kurz mit den Worten der Chronik: „Die Unmenschlichen hielten förmlich Gericht über den ‚dürren Schneider' (der Bastel präsidirte); er ward verhört, dann sprach ihm Bastel das Todesurtheil. Hierauf zwangen ihn die vier Brüder niederzuknieen und zu beten, zwei nahmen ihn beim Kopfe und schoßen ihm in die Brust, gaben ihm dann noch elf Stiche in den Leib und warfen den Leichnam in einen Schacht."

Als daher die amtliche Expedition am Raubschlosse anlangte, fand sie nichts als einige Blutspuren vor. Diese leiteten an den Schacht. Mit Hilfe von Bergleuten, die aus dem nahen Pobersau herbeigeholt wurden, ward der Leichnam des Gemordeten herausgebracht. Dore erkannte ihn als den ihres unglücklichen Freundes. Den Mördern ward zwar sofort nachgestellt, aber die Nachstellungen führten vor der Hand zu keinem Ergebniß.

Dore hätte nun frei ihrer Wege gehen können, aber sie entdeckte dem Amtmann, daß, und warum



sie aus dem kühnheider Gerichtsgefängniß entwichen sei, und bat dahin zurückkehren zu dürfen. Der Amtmann erstaunte über ihre Enthüllung und ward zum innigsten Antheil an ihrem Geschick hingerissen. Ohne weiteres von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt, schrieb er dem Gerichtshalter von Kühnheide einen Brief, worin er diese Ueberzeugung aussprach und ihm die Gefangene, die sich freiwillig stellte, nachdem sie eine edle That vollbracht und der Justiz wie der öffentlichen Sicherheit einen großen Dienst geleistet, aufs wärmste empfahl.

Der Gerichtshalter hatte schon seinerseits Maßregeln zur Verfolgung der geflohenen Inkulpatin ergriffen. Der Steckbrief war entworfen, und Männer waren ausgeschickt, sie zu suchen. Es wurmte ihn, daß er nicht auch die Tortur in Bereitschaft setzen durfte, die Gefangene nach ihrer Einbringung sofort zum Geständniß ihrer Schuld zu bringen und so der Untersuchung schnell ein Ende zu machen. Aber die Gerichtsherrin hatte ihm den Gebrauch der Tortur streng untersagt.

Wie erstaunte der eifrige Mann, als Dore ohne ein Geleit vor ihn trat und sich, unter Uebergabe des Briefes von dem lautersteiner Amtmann, freiwillig stellte. Und wie erschrak der Sekretär, der dabei



stand und nun aufs neue sein Geheimniß bedroht, seine Hoffnungen gefährdet sah! Um seine Verwirrung zu vermehren, trat gleich darauf die Gräfin mit dem Magister ein. Dieser hatte eben der edlen Dame sein ganzes nächtiges Erlebniß mitgetheilt, sie hatten Dore vom Fenster aus kommen sehen, und sie kamen nun, sich zu verwenden, daß sie auf Handgelöbniß freigelassen würde. Dieser Verwendung, an die sich die schriftliche des Amtmannes anschloß, konnte der Gerichtshalter keinen Widerstand entgegensetzen, und so durfte Dore frei zu den Ihrigen gehen.

Welche niedrige Beweggründe Oesterreich bei der Befreiung seiner Jugendgeliebten geleitet, das hatte Theophilus der Gräfin nicht mit offenbart. Vielleicht daß die nun bevorstehende Entwicklung der Dinge den hoffärtigen Menschen zur Besinnung brachte und zur Buße leitete! Hätte die Gräfin jene Beweggründe erfahren, so verbannte ihre gerechte Ungnade ihn sicher aus ihrem Dienste, und dann war ihm der Weg der freien Rückkehr zur Gerechtigkeit abgeschnitten. Als Dore abgegangen war, sagte die Gräfin zu dem Sekretär: „Sie hätten das arme Mädchen besser kennen müssen, als wir alle. Sie durften am allerwenigsten an ihr zweifeln, so schwere Verdachtsgründe auch gegen sie vorlagen. Indeß haben Sie

durch Ihre gestrige Handlungsweise — die freilich vor dem Gesetze strafbar ist, — Ihre Schwäche einigermaßen gut gemacht. Hoffentlich geht die Arme völlig gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor. Und dann werden Sie alles gut machen."

So unverdient mild diese Ansprache war, so schmetterte sie den Sekretär doch zu Boden. Seine Absichten auf Agnes waren vereitelt. Er ging vernichtet auf sein Zimmer.

Die Untersuchung gegen Dore ging nun zwar ihren Gang fort, aber sie konnte nicht zu Ende geführt werden, bis nicht der Bastel als der Mitangeklagte eingebracht war. Aber durch die Ermordung Träger's waren die Behörden der ganzen Gegend aufgeschreckt worden und vereinigten sich zu energischen Maßregeln, der Mörder habhaft zu werden und überhaupt einmal die Gegend vom Verbrechergesindel zu säubern.

Es dauerte nicht lange, so waren diese Maßregeln mit Erfolg gekrönt. Die ersten, welche der Justiz in die Hände fielen, waren die Gebrüder Freier, welche bald umfassende Geständnisse ablegten, auch den Versteck ihres Mordgesellen Kaiser verriethen, so daß dieser ebenfalls gefänglich eingezogen werden konnte. Er gestand im ersten Verhör, daß er den Diebstahl



bei der Gräfin mit Hilfe ihrer Zofe ausgeführt, die er mit sich nach Böhmen zu nehmen und dort zu heiraten versprochen habe.

Infolge dieses Geständnisses ward die Zofe zur Haft gebracht, Dore dagegen völlig freigesprochen.

Der Gerichtshalter brachte die Nachricht zuerst zur Gräfin. Diese ließ Dore, welche sich wieder ganz an ihren Beruf hingegeben hatte, aus der Klöppelschule rufen und dazu den Sekretär, der sich, obschon vergebens, Doren wieder zu nähern versucht hatte.

In seinem Beisein ließ sie der Hartgeprüften das freisprechende Erkenntniß verkünden.

„Gott sei Dank," sagte Dore nach dieser Verkündigung die Hände faltend. Auf ihrem Antlitz spiegelte sich heitere Ruhe, keine Erschütterung.

„Ja Gott sei Dank!" sagte die Gräfin, „und mir möge er gestatten, Dein künftiges Leben vor allen solchen Trübsalen sicherzustellen. Ich will Dir fortan eine Mutter sein." Sie warf dem Sekretär einen bedeutungsvollen Blick zu.

Dieser verstand sie. Er wiederholte:

„Ja Gott sei Dank! so sage auch ich, denn nun darf ich der Stimme meines Herzens gehorchen und Dir meine Hand bieten, um Dich für alle Leiden zu entschädigen."

Er ging auf Dore zu und streckte ihr seine Hand entgegen.

In diesem Augenblick trat der Magister ein. Dore kehrte dem Sekretär den Rücken zu, ging dem Eintretenden entgegen und sagte in der feinern Umgangssprache, die sie sich inzwischen angeeignet: „Sie kommen zu dem schönsten Augenblick meines Lebens, denn soeben hat sich die gnädige Frau Gräfin zu meiner Mutter erklärt. Ist das nicht ein unendliches Glück und brauch' ich sonst noch etwas, mich für vergangene Leiden zu entschädigen? O nein! dieses Glück erhebt mich über jedes Leid, auch über die schmerzliche Täuschung des jugendlichen Herzens; sie, und der sie mir bereitet, existiren für mich nicht mehr."

Der Sekretär war gerichtet. Er wagte nicht, seinen Antrag zu erneuern, sondern wich beschämt auf die Seite. Theophilus aber nahm Dorens Hand und küßte sie auf die Stirn. „So begrüß' ich Dich als meine Schwester, denn auch mich hat diese herrliche Frau einst ihren Sohn genannt."

Die Gräfin, von Bewunderung für den hochherzigen Charakter des armen Mädchens hingerissen, eilte auf die Beiden zu und schloß sie in ihre Arme.

Mit verjüngtem Eifer widmete sich Dore von diesem Tage an ihrem Berufe und ihrer eigenen Aus-

bildung unter der Leitung der Gräfin und des Magisters. Die Letzteren arbeiteten nach Kräften an der Verbesserung der Zustände in der armen verwahrlosten Gemeinde. Aber das rauhe Klima untergrub schnell die Gesundheit der Gräfin, und da auch die Genesung des Pastors, (welcher durch Theophil's Umgang ganz neue Anschauungen und Muth gewonnen hatte, in dessen Geiste fortzuwirken) und die erfolgte Anstellung eines tüchtigen Schulmeisters dem amtlichen Wirken Theophil's ein Ziel setzte, so verließen sie mit dem Frühjahre Kühnheide, und bald folgte Dore mit ihrer Familie ihnen auf ein in milder Gegend gelegenes Gut der Gräfin, wo niemand Dore's Jugendgeschichte kannte und wo ihr in jeder Beziehung ein neues Leben aufging.

Ueber das Ende, welches die gefangenen Räuber durch das Schwert der Gerechtigkeit fanden, bitten wir diejenigen Leser, welche es wissen wollen, die Chronik nachzulesen, die dasselbe getreulich aufgezeichnet hat.

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath Gerzabek.

Im Dezember l. J. be[illegible] der **dreizehnte Jahrgang — 1858 —** [illegible]om

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Der **zwölfjährige** Bestand dieses Unternehmens, das in bescheidenem, aber beharrlichem Fortschreiten so manche unter Lärmen und Trompeten als „Epoche machend" in die Literatur eingeführte Nachbildung überdauert hat und von Jahr zu Jahr an erfreulich zunehmender Verbreitung gewinnt, spricht wohl hinlänglich für das allgemeine Vertrauen, das dem **Album** unausgesetzt neue Leser, neue Freunde, neue Mitarbeiter zuführt.

Die **fertig vorliegenden,** durchaus interessanten **Beiträge** von den beliebtesten Romanschriftstellern Deutschlands, vereint mit einer fortan **streng regelmäßigen Erscheinungsweise** und der **sorgfältigsten typographischen Ausstattung,** dürften wesentlich geeignet sein, die regste Theilnahme des Publikums auch dem **dreizehnten Jahrgange** zu erwerben, welcher Folgendes enthalten wird:

Der Flatboot=Mann.

Amerikanische Erzählung von
Friedrich Gerstäcker.

Aus den Tagen der großen Kaiserin.

Historische Novellen von
Levin Schücking.

Van Hoboken.

Erzählung aus der ersten Zeit der Kolonien in Nordamerika von
Friedrich Wilhelm Arming.

Lebensbilder.

Von Julie Burow.

Vorwärts!

Novelle von Ernst Fritze.

Aus eig'ner Kraft.

Historischer Roman von Bernd von Guseck.

Neue Stadtgeschichten.
Von Max Ring.

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit von
Johannes Scherr.

Die Töchter des Freischulzen.

Erzählung von
Karl von Holtei.

Bezugsbedingungen:

1. Der **dreizehnte Jahrgang des Albums** erscheint in 24 **Bänden,** wovon **allmonatlich 2 bis 3** ausgegeben werden.

2. Jeder Band, **14** bis **16 Bogen** oder **220** bis **260 Seiten** stark, kostet bei dem Umfange eines Bandes des gewöhnlichen splendiden Romanformates nur **24 kr. K. M.**, wenn man sich bei Abnahme des ersten Bandes zum Bezuge **des ganzen Jahrganges** verpflichtet: einzelne Bände oder Romane können nur zum **doppelten** Subskriptionspreise abgegeben werden.

3. Jeder Abnehmer erhält mit dem letzten — 24. — Bande gegen Vergütung von 30 kr. K. M.
als Prämie zum Album 1858 ein großes Genrebild:

Die Ueberraschung.

(Gegenstück zu der Extraprämie 1857,
Der Freiersmann.)

Gemalt von K. Hübner, lithographirt von K. Clauder.
Breite des Bildes 17½, Höhe 14½ Zoll.

Die wahrhaft meisterhafte Ausführung dieses Kunstblattes sichert demselben **einen dauernden Werth** und eignet es zu einer **besonders prächtigen Zimmerzierde.**

Für die **Nichtabonnenten des Albums** kostet das Bild 3 fl. K. M.

Wer jedoch den Betrag von 9 fl. 36 kr. K. M., statt 10 fl. 6 kr., für den ganzen Jahrgang nebst Prämie auf Einmal und im Vorhinein bezahlt, erhält die letztere bereits mit dem 1. Bande gratis.

Die Verlagsbuchhandlung
J. L. Kober in Prag.

Druck von Kath. Gerzabek in Prag. 1857.

